Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1827)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-654589

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1. Botengruß zum neuen Jahr 1827.

Guten Morgen, und schönen Reverenz!
Da bring ich wieder meine Sprüng und Tänz,
Und meine Sprüchlein, klug und dumm.
„Auch dumm?“ So fragt ihr; und warum?
Ey seht, ihr alle seyd so klug,
Verstehet alles mehr als g'nug,
Und keiner wird was dummes machen.
Nun aber wollt ihr doch gern lachen,
Und wer trägt billiger Hohn und Spott,
Als aller Leute Narr, der Bott?
Denn über andre Narren lachen
Gehört zu den verbotnen Sachen.
Warum? Das gieng gar späßig zu.
Sprach ich von einem Narr U . .
Da schrien gleich sechs oder sieben:
„Der Spitzbub hats von mir geschrieben!“

E

Und liessen mich vor G'richt zitiren,
Und wollten mit mir prozediren.
Ja, war auch die Sache gar nicht wahr,
Sondern erdichtet aufs letzte Haar,
So schrie doch dieser und jener: „O weh!
„Wo het ächt der hinked Bott mi g'seh?„
So braucht meintwegen das Privilegium,
Und bleibet ungestraft ferner dumm;
Der Bote thut gar nicht dergleichen
Als wüßt er eure Narrenstreichen,
Vielmehr will ich mich gern bequemen,
Die Dummheit auf meinen Buckel nehmen,
Und bleibe — weils die Welt so will,
Auch ferner noch der Narr im Spiel.

2.

Rede gehalten am Grabe des Aderlaßmännleins, von Wahrmund St. —

Geehrte Anwesende aller Stände!

Setzt nur ohne Umstände die Hüthe auf; denn es ist viel kalter böser Nebel um dies Grab her.

Der Todte, den wir heute begraben, ist ein Männlein, das wohl ein sehr hohes Alter erreicht hat; aber — daß wir die Wahrheit sagen — nicht eben ein Alter mit Ehren! Denn siehe — von Anbeginn an war sein Sinn auf nichts anders gerichtet als auf Blutvergießen; und in der ganzen weiten Welt gab es keinen solchen Blutsauger wie dieß Männlein; und das einzige Gute an ihm war, daß er doch der Kinder schonte. — Zwar gab er sich dafür aus, als wäre er ein wohlmeinender Menschenfreund, und riethe allen Leuten zum Guten. Es war aber eitel Lügenwerk, und hätten ihm gescheide Leute längst gerne das Handwerk gelegt — aber! — Da gab er gar geheime Weisheit vor, und wollte mit allen himmlischen Zeichen in Verbindung stehn. Du liebe Zeit! Ein wahrer Heide war er, ein Wahrsager und Zeichendeuter, eben so lügenhaft und betrieglich wie sie alle; und könnten unsre Todten reden, o wie mancher würde sagen: du und der Teufel sind Lügner und Mörder von Anfang.

Aber — welche Stimme des Weinens erhebt sich hier? Ach es sind die Kindlein, die von der Großmutter so oft mit dem wunderlichen Männlein verdörlet wurden, wenn sie ihnen den erbaulichen Reim vorsagte: Kindlein sind bös: Widder giebt Stöß: Oechselein zeugt: Krebselein kreucht: Jungfräulein spricht: Scorpion sticht; und so

weiter. Es sind die alten Weiber, welche weinen, daß ihr alter lieber Hausfreund, der Lügenprophet, gestorben ist. Es sind die Blutsauger, unberufene Schärer und Aderlasser, denen mehr an ihrem Batzen als an der Gesundheit der Menschen gelegen ist. Es sind die Kinder der Finsterniß, die Wahrheit von der Lüge nicht unterscheiden, und den Aberglauben mit der Muttermilch eingesogen haben! — Laßt sie weinen, und wünschet ihnen Licht und Verstand.

Aber — geehrte Anwesende — sehet dorthin, wo die Menschen mit fröhlichen Angesichtern stehn, und fraget: warum lachet ihr an diesem Grabe, und warum erglänzt euer Auge vor Freude? Es antworten Euch alle rechtschaffenen Aerzte, die für Gesundheit und Leben der Menschen mehr sorgen als für — Blutgeld; sie antworten: freuet Euch! Ein böser Feind euers leiblichen Heiles ist gestorben. Es antworten Euch alle Predigkanten: freuet Euch! Ein Götzenbild des heidnischen Aberglaubens ist verschwunden. Es antworten Euch alle vernünftigen Leute: freut Euch! Die Vernunft hat endlich gesiegt über die Unvernunft. — Es antwortet der Kalendermacher: freut Euch mit mir, daß ich künftig eine lügenhafte Fratze weniger bringe!

Geehrte Anwesende! Hat euch meine Grabrede nicht gefallen, das sollte mir leid thun um euretwillen, sintemal ihr dann die Wahrheit noch nicht erkannt hättet. Hat sie euch aber gefallen — so steh' ich noch ferner zu Diensten, wenn ihr begraben wollet allen andern Firlefanz: Kinder in diesem Zeichen geboren, Jahrsregenten, Wetterprophezeihungen, und die ganze astrologische Kalender-Praktika.

Deckt den Todten nun vollends zu, denn — er verbreitet böse Dünste und Gestank. — Zieht nun die Hüthe ab, und singt mit mir:

Ruh' still in deinem späthen Grab;
Und komm uns nimmer wieder.
Wir senken dich recht tief hinab
Und decken deine Glieder,
Schlaf, Götze blinder Unvernunft,
Zieh bald dir nach die ganze Zunft
Von allem Aberglauben.

3.

Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten. (Fortsetzung.)

„Es hat jedermann sein Stück Aberglauben" pflegte mein Herr Pfarrer oft zu sagen. Und so hab ich auch den meinigen, daß ich mir einbilde meine Lebensgeschichte sey kurzweilig und lehrreich, und so fahr ich wohlgemuth drin fort, und will mirs nicht ausreden lassen, daß die Leser eben darum meinen Kalender desto fleißiger kaufen werden.

Die Zeit war da, wo der Herr die Erlaubniß zum Nachtmahl ertheilen wollte. Da kam mein Vater einmal in die Unterweisung, hörte aufmerksam zu; und als es zu Ende war, sprach er: Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer! Ich komme Sie zu fragen „wie sich mein Rudi gehalten hat, und ob „ers werth ist, daß Sie ihm erlauben. Hat „er den Verstand noch nicht, oder meinen „Sie, das Ding sitzt ihm nur im Kopf, und „nicht auch im Herzen, verstehn Sie wohl, so „bitt ich Sie selber, behalten Sie ihn noch ein „Jahr. Ich kann die Pfuscher überall nicht „leiden, und da wo es um Leib und Seele „gilt am wenigsten." Und als der Herr mir nun sehr gutes Zeugniß gab, über

mein Antworten, und meine Aufführung, da wischte er sich die Augen aus und sagte: „Nun des sey Gott gelobt, und dem Herr „Pfarrer herzlich gedankt! Denn der Spruch „ist mir immer durchs Mark gegangen, wo „es heißt: ich habe keine größere Freude, „als wenn ich höre, daß meine Kinder in „der Wahrheit wandeln.“

Am Abend des Tages, an dem wir die Erlaubniß erhalten hatten, ging er mit mir spazieren; setzte sich oben am Berge mit mir ganz einsam hin, und hielt mir da eine Ermahnung, daß der Pfarrer seine Herzensfreude daran gehabt hätte, hätt' er sie hören können. Hör Rudi, sprach er, du bist nun erwachsen, und kein Kind mehr. Hast dich auch bisher gut genug gehalten, das muß ich sagen. Aber da meinet ihr Bursche nun, wenn ihr einmal von der Schulbank weg seyd, so sey euch dies und das erlaubt, was den Teuker nicht taugt, ja mancher meint, 's wär' ihm gar eine Schande, wenn er nicht mit den andern mit machte, aber das laß du nur hübsch bleiben! Da meinen die Buben, sobald sie der Bart en Bissel sticht, oder wohl noch vorher, sie müßten mit den Mädels schön thun, und um sie herum löffeln, und im Wirthshause sie schreißen, und sie mit Wein tränken, und dann heimbegleiten, und zu Kilt laufen; und meint so ein Mädel, es wär gar seiner Ehre ein Abbruch, wenn die Buben nicht kämen; und der Bursche meint, er wär kein rechter Kerl wenn er nicht zu Kilt läuft. Ey daß Kanonen und Haubitzen drein schlagen, ihr Narren; seyd ihr dann blind, daß ihr nicht seht, wohin das Ding führt? — Sieh Rudi, wenn du den Schürzen nachläufst, so mußt du eben im Wirthshaus brav Geld verthun für Wein, und für den Geiger und dergleichen: du aber hast nichts als deinen Lohn, wohin kommst du nun? Wenn du zu Kilt läufst, so kommst du unter die Nachtbuben; das giebt einen Lerm, daß der Teufel — Got sey bey uns — seine Burschenlust dran hat. Da wird geflucht und gelästert; da wird den Leuten so manches verderbt, da giebts Händel und Schlägereien, Kosten und Gefangenschaft, Mord und Tod; und wärst du noch so unschuldig, du mußt mit dran, denn es heißt: mitgefangen, mitgehangen!

Nu! das Beßte kommt nach! Die unehelichen Kinder; diese unwerthen Geschöpfe, die nirgend seyn sollten, und doch überall sind, und so selten gut ausfallen, weil weder Vater noch Mutter an ihnen thun, was sie zu thun schuldig wären. Da giebts dann Schimpf und Schande und Schaden und Kosten genug; und der arme Teufel von Bauerknecht kann leicht seinen ganzen Jahrlohn hingeben zum Opfer für seine Sünden, und kann sie doch nicht ungeschehen machen. — Nu! Es kömmt vielleicht gar dazu, daß das eine oder andere einen Eid schwört. Hilf Himmel! Mir ist, ich müßte sie bey den Haaren zurücke reissen; denn wie kann solch Volk nur dran denken einen Eyd zu schwören, bey dem der liebe Herrgott nicht die Ohren zuhalten müßte!

Oder das Völklein meint die Sache recht gut zu machen, wenn sie heirathen. Nun — helf Gott! Eine Ehe aus Zwang um die Schande zu decken: eine Ehe ohne Gott angefangen: eine Ehe deren Band nur Leichtsinn ist — nun da kann der frömmste Pfarrer stundenlang beten, es hilft nicht. — Und so hab ich mein Tage an

dem Kiltlaufen kein gutes Haar gefunden, wohl aber daß es eine Wurzel ist alles Bösen! Das merk dir Rudi, und thue darnach.

Der Leser denkt, das ist eine lange Predigt, fast gar zu ernsthaft für den nume hinkenden Boten. Aber dieser versichert, daß er in seinem Leben nie reuig worden ist, daß er hierinn dem Vater gefolget hat.

Damit ihr aber ja nicht meinet, Rudi sey ein Kopfhänker worden, und seine Geschichte sey nicht mehr lustig, so will ich gleich erzählen, wie wir uns am Neujahrstag nachher so lustig gemacht haben. Es lebt wohl noch hier und da einer, der mit geholfen hat, und freut sich noch des Jugendspasses.

Mein Vater hatte manchmal gesagt: die jungen Bursche wollen sich immer lustig machen, und wissen doch nicht wie anfangen. Und gehts mal los, so wird nur ein wildes Gebrüll und Lerm. Da hatten wirs denn nach seinem Rathe also angefangen. Eine lustige Rotte hatte sich zusammen gethan, und hatte auf Holzschlitten Bröginen (Boden) mit Laden gemacht, und Bänke drauf bevestigt. Drauf saßen wir, und jeder stellte einen Handwerksmann vor. Ich war der Schuster, hatte Hammer, Leder und Leist, und klopfte drauf los. Der lahme Peter am Ecken war der Schneider, hatte eine gewaltige Brille auf der Nase, und nähte mit einer ellenlangen Nadel an einem Geißfell. Der Mühleklaus stellte den Kaminfeger vor, trug ein Hühnerstegli anstatt einer Leiter auf der Schulter, und hatte einen Mehlsack in der Hand. Und so die andern, einer poßlicher als der andre. Vorauf saß der Geiger, mit einer gräulich großen und rothen Nase. Am einten Schlitten war ein Esel, eine Kuh, und eine Geiß angespannt, am andern ein blinder Fuchs und ein lahmer Schimmel. So fuhren wir langsam im Dorfe herum, und mit hellem Lachen zog alles uns nach! Beym Wirthshaus stiegen wir ab, und stellten uns in die Reihe, und einer nach dem andern auf das Hausstegli, und that einen kurzweiligen Spruch an das Volk. So sprach der Schneider:

Respekt vor mir! Ich bin der Schneider!
Und wär ich nicht, wo nähmet ihr Kleider?
Und ohne Kleider ists nicht gesund;
Man frieret dabey wie ein Pudelhund.
Zwar mancher sagt: es knipsen die Schneider,
Und machen von fremden Tuch sich Kleider.
Doch sag ich es laut und unverhohlen
Da mein Stück Tuch hab ich nicht gestohlen.
Doch wollte man alle Böcke schinden
Wie manchem aus Euch blieb die Haut dahinten!

Dann trat der Kaminfeger auf, hub seinen Spruch an, und sprach: was der Bote Euch künftiges Jahr erzählen will.

(Fortsetzung folgt.)

4.

Was man alle Tage sieht, und was man nicht alle Tage sieht.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Buch aus 100 andern zusammengestoppelt; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein Buch, in dem ganz neue Dinge sind.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Kalender, in dem Wetter- und andere Prophezeyhungen enthalten sind; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein Kalender, in dem die Aspekten und dergleichen närri-

sches Zeug fehlt, um Plaz für Nützlicheres zu gewinnen.

Was man alle Tage sieht, das sind abergläubische Narren, die auf jenen ersten Kalender wie aufs Evangelium schwören; was man nicht alle Tage sieht, das sind gescheüte Leute, die überzeugt sind, daß der Kalendermacher ein Mensch ist wie andere, und also nicht prophezeyhen kann.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Weltmann, der uns schmeichelt, so lange wir reich, mächtig, angesehen sind; was man nicht alle Tage sehen kann, das ist ein Mensch, der uns noch kennt, grüßt, hilft, wenn wir arm oder unglücklich geworden sind.

Was man alle Tage sieht, das ist ein Mensch, der irgend einen Posten bekleidet, und deßhalb glaubt, er könne seine Untergebenen mit frechem Stolz und hochmüthiger Dummheit behandeln; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein König, der sich, wie jener Philipp von Macedonien, des Tages dreymal zurufen läßt: Gedenke daran, daß du ein Mensch bist.

Was man alle Tage sieht, das ist eine Gesellschaft, wo man sich entsezlich langweilt und sich das Ansehen geben muß, sich höchlichst zu vergnügen; was man nicht alle Tage sieht, das ist eine Versammlung von Freunden, wo man lacht, ohne seinen Nächsten zu zerreißen, wo die Zeit verstreicht, ohne daß man sie mit Karten zu Tode schlägt, und von wo man befriedigt nach Hause geht.

Was man alle Tage sieht, das ist eine Hochzeit, bey welcher das Wenige, das die Eheleute zusammenbringen, in Braus und Saus aufgeht; was man nicht alle Tage sieht, das sind 2 Eheleute, die zusammenpassen.

Was man alle Tage sieht, das ist eine Taufe und hernach die Hochzeit; was man nicht alle Tage sieht, das ist eine Hochzeit, der erst nach 9 Monaten die Taufe folgt.

Was man nicht alle Tage sieht, das ist ein Affe, der die Griechen, seine Mitchristen, Empörer nennt, bloß weil der große Ton es so will; was man nicht alle Tage sieht, das ist ein selbstständiger Mann, der, was sein Herz ihn heißt, frey heraussagt.

Was man alle Tage sieht, das ist ein falscher Freund; ein ungetreuer Geliebter; eine Dirne, die zu ihrem Kind den rechten Vater nicht weiß; ein eingebildeter Esel; ein grober Hatschier; ein reicher Emporkömmling, der seine Abstammung vergißt; ein altes Weib, das sein Alter verbirgt; ein burschikoser Student; ein neidischer Handwerker; ein armer Gelehrter u. s. w. Was man nicht alle Tage sieht, das ist gerade das Gegentheil von dem eben Gesagten.

5.

Der Nachtkauz.

Eine lehrreiche Geschichte für Buben und Meitli.

Kennet ihr das alte Anneli? Denk wohl! Es hat fast ein halbes Jahrhundert lang treu und ehrlich in der Stadt gedienet, lebt jezt still in seinem Dorfe, weiß allen Weibern zu rathen und zu helfen, erzählt den jungen Leuten ernsthafte und lustige Histörli, und ist allen Leuten lieb, weil es allen Gutes und Liebes thut, und niemand Böses; und kann sich das manches alte Anneli merken!

Da kamen an den Winterabenden die Meitli gern mit den Spinnrädern zu ihm, und es erzählt ihnen manchmal Märit- und Gespenstergeschichten, daß ihnen die Haare samt der Spitzlikappe in die Höhe steigen; und so eine Erzählung hat der Bote mit angehört, und giebt sie hier wieder.

Ich habe, erzählte Anneli, das Märit von meiner Großmutter selig schon als ein Kind gehört. Vor alten Zeiten war nämlich die Jugend noch nicht so ausgelassen und muthwillig wie heut zu Tage. Du liebe Zeit! Die Meitli liefen nicht so in die Wirthshäuser und auf die Märite und Musterungen; sie brauchten ihre Füße mehr auf dem Spinnrad und dem Webstuhl, als auf dem Tanzboden. Ja! Und die jungen Pursche liefen auch nicht so Nachts auf den Gassen herum, und machten so wüsten Lerm, und kräbelten über alle Scheiterbeigen auf in die Obergaden, wie es jezt der Brauch ist. — Wenn sie Nachts zusammen kamen, so verübten sie nicht solchen Muthwillen wie jetzt; kuntrari, sie thaten Gutes, und führten etwa armen Leuten Holz vor das Haus, oder verrichteten im Verborgenen eine nützliche Arbeit, so daß die Leute am Morgen sich verwunderten, wenns schon gethan war. Zu den Meitli gingen sie wohl auch; aber nur bey Licht, und wo Vater und Mutter dabey waren; und kurz und gut, es war mehr Zucht und Ehrbarkeit; und wenn etwa zur Seltsame die Kindstaufe zu nahe auf die Hochzeit kam, so mußten die jungen Eheleute ohne Gnade vor Chorgricht erscheinen, und Buße bezahlen.

Hier hat der Bote gehustet; und die Meitli sind erchlüpft, und ist manchem der Faden gebrochen! und das Anneli sagte: jä! leider, leider ists jetzt nicht mehr so! und eben will ich euch erzählen, wie's anders gekommen ist.

Da kam ein gewisser Pursche in das Dorf Grünberg. Er war lang in Frankreich Kammerdiener gewesen, bey einem entsetzlich vornehmen Herrn, ich glaub er hat Gunte oder Mardy geheissen. Der Pursch aber hieß Heini; aber wie er aus Frankreich kam, wollte er darforsch Hangri heissen; und die andern, wo nicht welsch konnten, sagten ihm: der Hauri! Er trug Pudermehl in den Haaren, und war gefrisiert, und sah am Kopf drein wie ein Kuderspuhlen, wenn er ins Mehlfaß gefallen ist, wie es damahls zu Paris Mode war: und er brachte alle Fingers lang ein welsches Wort vor, etwa Diamble bort, oder Bardi, oder Mafua!

Das war aber ein gar wüster G'sell, und that allen Leuten zu Leid, wo er nur konnte. Dem Chorrichter hat er den Brunnen in den Keller geleitet, und dem Schulmeister eine todte Katz an die Schulthür genagelt; und noch viel andre solche Bubenstückli, die nicht mit Ehren zu melden sind. Der hat nun die andern Buben verführt, wie sie denn eben das Böse lieber lernen als das Gute, wie das der Buben Art ist, und da fiengen sie nun an in der Nacht herum zu schwärmen; verführten einen Lermen wie das Wüthis-Heer, und verübten allerley Muthwillen, daß es eine Schande und Spott war. — Jetzt fiengen sie an heimlich zu den Meitli zu schleichen, und ohne Licht in den Obergaden zu hausen, und sich vor Vater und Mutter zu verbergen, als wäre die Liebe ein Schelmenstück. Da hatte nun Zucht und Ehrbarkeit ein Ende, und an allem dem war der wüste

Hauri schuld. — Eh! Bott Rudi! Du hast doch gar einen bösen Husten! „Ja! und die Meitli haben gar brüchiges Garn; und thut ihnen glaub das Licht in den Augen weh!“

Aber — so fuhr Anneli fort, — loset wie's weiter gegangen ist. Der Krug, sagt man, geht so lang zum Brunnen bis er bricht, und dem Hauri seine Straf ist auch nicht ausgeblieben. Damals lebte am selben Ort eine Frau, von der die Leute gar allerley sagten. Sie war immer die letzte, die zu Bette gieng, und die erste die aufstand; sammelte allerley Kräuter und Wurzeln, und hatte mit andern Leuten wenig zu schaffen. Immer hatte sie vollauf, und war doch sonst arm gewesen. Aber — es saß beständig eine brand-schwarze Katze neben dem Spinnrad, und wenn sie Anken machte, saß die Katze neben dem Kübel, und die Leute wollten wissen, sie brauche darum keine Nidle zum Anken machen: sie könne am Ofenstängli melken, wenn die Kuh gust gange. Summa, man sagte ihr nur das Hexen-Betli. Ihre Tochter gefiel freilich allen jungen Purschen, denn sie war gar überaus ein suferes Meitli. Aber es wagte sich doch keiner in den Graben, besonders Nachts; denn sie fürchteten die Mutter und ihre bösen Künste.

Aber der Hauri lachte sie alle aus, und verschwur sich, er wolle zum Liseli gehn, und wenn des Teufels Großmutter dabey Schildwach stünde. Einmal traf er sie an, daß sie vom Dorfe heim gieng, und begleitete sie, und sagt ihr allerley schöne Sachen von Paris, wie da die Frauen goldene Röcke tragen, und wie in des Königs Garten ein vornehmer Herr freundlich mit ihm geredet, und gesagt: Allewu sang bet allemang. (Geh weg, deutsches Vieh.) Und doch habe er kein schöneres Meitli gesehn als sie. — Liseli schwieg, denn es fürchtete den wüsten Gesellen. Aber als sie — es war schon dunkel — beim Hause anlangten, da wollte Hauri das Meitli barforsch küssen. Da schrie es laut auf, und die Mutter kam, und warf ihm den Wäschlumpen an den Kopf. Jetzt lueget was geschieht. Hauris dicker Puderkopf wied gefedert, seine spitze Nase wird zum Schnabel, seine Arme werden Fecken, und die Füsse Kräuel, und der wüste Gsell wird ein häßlicher Nachtvogel, und schreit: Huh! Huh huh huh huh huh! — Das sind nun die Huri, die Vögel, die des Nachts fliegen, und so wüst schreien, daß alle Leute sich darob fürchten!

Da meint ich, es wäre Schade, daß die Weiber das Hexen jetzt nicht mehr verstünden. Wenn alle Nachtbuben in Kautzen verwandelt würden, so würden diese die Mäuse wegfangen, und man brauchte keine Mauser zu bezahlen. —

6.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

(Fortsetzung vom vorigen Jahrgang.)

Mag der Leser nun gleich lieber Wein als Wasser, so muß er sich doch noch eint und anders davon erzählen lassen. Denn die stämmigen und fleißigen Emmenthaler würden den Boten auslachen, wenn er die Emme vergeßen sollte. Sie kommt eben hinter dem Brienzgrat und der Furke oder Hohgant hervor, schlieft im Schangnau durch das Rebloch und macht guggus, geht dann durch Eggiwyl, nimmt untenher Langnau die Ilfis auf, welche schon die Trub im Leib hat, und läuft nun, krumm ume

krumm ane durch das ganze Thal, bis sie untenher Solothurn in die Aare fällt. Es ist eben kein Schade, wenn sie ertrinkt; denn sie thut des Bösen gar viel, und des Guten herzwenig; und sollte einen wohl Wunder nehmen, daß sie nicht längst wegen ihrem wilden und unzüchtigen Lebwesen vor Chorgericht mußte; wenn man nicht wüßte daß Hopfen und Malz dran verloren ist. —

Neben diesen Wassern hat unser Kanton aber manchen schönen klaren Bach, womit der Landmann seine Matten wäßert, wo Fische drinn schwimmen und Krebse kriechen, wie die Schleckmäuler das wohl wissen. Auch an laufenden Brunnen ist in den meisten Gegenden kein Mangel; und wo es fehlt, da dürften meist die Leute nur klüger und thätiger seyn, so würde die Kunst ihnen helfen.

Von den Naturmerkwürdigkeiten.

Wenn der Leser fragt: warum doch soviel Fremde durch unser Land reisen, reiten, fahren und laufen, und was die Deutschen, Franzosen, Engländer, Polen, Russen und Türken alle da suchen, so dient zur freundlichen Nachricht, daß es meist eben diese Merkwürdigkeiten der Natur sind, von denen der Bote jetzt erzählt. Der Pratigmacher weiß alles!

Vorerst gilts den hohen Schnee- und Eisgebirgen an der Grenze gegen Mittag. Das sind hohe Berge, von hartem und festem Fels, die aber Jahr aus und ein das Winterkleid tragen. Es fällt nämlich dort oben eine ungeheure Last Schnee, der auch im Sommer nie ganz wegschmilzt. Was je an heissen Sommertagen auf der Oberfläche schmilzt, dringt in die untern Lagen ein, friert in der Nacht wieder zu, und so entstand ein Eismantel, der so alt ist als jene Berge selber; und wenn hier und da ein kleines Stücklein von ein Paar tausend Ellen abfällt, so wachst das von selbst nach, und braucht kein Schneider dran zu flicken.

In einer langen Reihe nun stehen diese Berge da, und wenn an hellen Abenden die Sonne eben hinterm Leberberg schlafen geht, so glänzen sie so hell und prächtig, daß einem ordentlich das Wasser in die Augen tritt. — Aber wer nun in die Nähe kommt, nnd unten, gerade vom Fuße eines solchen Berges hinauf sieht zu seinem Haupte, der weiß erst, was groß ist; und hätte er die Nase bisher noch so hoch getragen, er würde sich hier klein vorkommen.

In den hohen und tiefen Thälern und Schründen, zwischen diesen Schneebergen nun liegen die eigentlichen Gletscher; und soll der großgünstige Leser zuerst sein Pfeiflein stopfen, und anzünden, auf daß er desto andächtiger mir zuhöre. Denn das wird allerdingen eine gelehrte Vorlesung werden, die freylich nicht der Bote selbst, sondern sein Gevater, der Schulmeister, gemacht hat. —

Ein Gletscher entsteht aus einer ungeheuern Lage von Schnee, der vom Schmelzwasser, wohl auch vom Regen durchzogen wird, dann gefriert, und so nach und nach ungeheure Eismassen bildet. Denn in jenen hohen Gebirgen fällt wohl neun Monate lang Schnee, der begreiflich um so fester auf einander liegt, je mehr dessen ist; zudem stürzen von den umgebenden Felswänden immer neue Lasten nach, und so füllen sich jene Thäler nach und nach ganz mit Eis. Merk der Leser aber wohl, daß das Eis der Gletscher aus Schnee und Wasser

zusammen gebacken ist, da unser gewöhnliches Eis nur aus Wasser besteht. Und wo einmal ein solcher Gletscher festen Fuß gefaßt hat, da bleibt er, und keine menschliche Macht bringt ihn weg.

Aber Rudi, ist wahr, daß diese Gletscher wachsen? Ja oder nein, wie mans eben nimmt. Wenigstens kommen sie manchmal weit genug in die Thäler hinein, und was ihnen denn im Wege steht, wird ohne Gnade fortgestoßen, sey es nun ein Tannerhäusli, oder ein ganzer Wald. Dieses Vorrücken aber geht also zu: wenn im Sommer die Sonne brav einheitzt, daß z. B. auch der alten Jungfrau der Schweis über den Rücken laust, und der Mönch unter seiner weissen Kutte sogar erwarmet, dann wird auch der Boden, worauf die Gletscher liegen, und die Felswände an seinen Seiten so warm, daß das Eis an diesen Orten wegschmilzt. Wird es nun von unten auf hohl unter dem Gletscher, und helfen die darunter fließenden Wasser brav mit, so bricht ein Stück Gletscher und stürzt ein, und das giebt einen gewaltigen Donnerknall. Jetzt entstehen auf der Oberfläche große Spalten, mehrere Klafter lang, breit und tief; und da die Ausgänge der Gletscher auf schrägen, gähen Halden liegen, so rutscht das abgebrochene Stück vorwärts, und das heißt: der Gletscher wächst, oder wie die Leute dort sagen: er hat die Nase im Boden. Und wenn nun der verständige Leser merkt, daß das eine ganze Fluh von Eis ist, so wird er begreifen, daß Erde, Steine, Bäume alles mit vor weg gestoßen wird. — Und auf diese Weise wird ein Gletscher oft in schöne fruchtbare und warme Thäler hinein gerückt, wo er nimmermehr hätte entstehen können, wäre er nicht von oben herab gekommen. Hier aber wird es ihm in manchen Jahren doch zu warm, er schmilzt unten, oben, und an den Seiten beträchtig ab, und wird kleiner; das heißt, er zieht sich zurück. Und weil es dabey zwischen dem Eise und dem Boden hohl wird, so sagen die Leute: der Gletscher hat die Nase in der Luft.

Der Bote ist herzlich froh, daß der Leser nun einen klaren Verstand von der Sache hat. Es ist keine Kleinigkeit so ein Paar tausend Centner Eis hinter sich und für sich zu schieben, wie ich eben gethan habe; und wird man nun hoffentlich Respekt vor mir haben!

Wir kommen nun zu den Schneelauenen. „Nu! Das weiß ich nun schon, sagt mein weit gereister Schneider in K... Da sitzt etwa ein Vogel oben auf einen hohen Berg, und macht ein Bischen Schnee los, das rollt den Berg herab wie eine Schneeballe, wird immer größer und grösser, und kommts unten hin, so werden ganze Dörfer drein vergraben. So ists mit den Lauinen!“ Aber nein, so ists nicht, sondern ganz anders. Wenn nämlich sehr viel Schnee auf eine hohe Berghalde gefallen ist, und er von da herunter fällt, so entsteht eine Lauene. Wenn der ganze ungeheure Schneehaufe im Fallen aufgelöst und zu Staub wird, so heißt das eine Staublauene; und kann der Leser sich im kleinen einen Begriff davon machen, wenn er zusieht, wie etwa der Schnee von einem hohen Kirchthurm herunterstürzt, und unterwegs zerstäubt. Nur daß in den Bergen des Schnees oft ein Paar tausend Centner mehr fallen. Wenn aber der Schnee nicht zerstäubt, sondern die ganze Schneehalde unzertheilt herabstürzt, so heißt das

eine Grundlauene. Rutscht aber der Schnee auf einer weniger steilen Halde nur langsam vorwärts, so nennen sie das Surggi-Lauenen. Diese Bewegung so gräßlicher Schneehaufen entsteht nun entweder von der Schwere des Schnees selber, der sich an den gähen Felswänden nicht halten kann; oder vom Wind der ihn herabstürzt, oder meist vom Thauwetter, wo er auf seinem Grund und Boden wegschmilzt, wie das auf den Hausdächern im Kleinen auch geschieht.

Aber das Unheil, das diese Lauenen anrichten, ist leider oft sehr groß! Die Staublauine macht einen solchen fürchterlichen Windstoß, daß auch da, wo der fallende Schnee nicht selber hinkommt, Häuser abgedeckt oder gar zertrümmert, und ganze Wälder hingestreckt werden, als hätte man sie mit der Sense wie Grashalmen niedergemäht. Die Grundlauine deckt oft ganze Dörfer, drückt die Häuser ein, und Menschen und Vieh müßen ersticken; wie der Bote viel traurige Exempel erzählen könnte. Nur eins — und dazu ein kurzweiliges. Da geht ein Mann mit einer Heubürde an einem Berge. Ein gewaltiger Lerm heißt ihn aufschauen, und siehe eine Lauine stürzt heran. Schnell wirft der Mann sein Heubündel auf die Erde, klammert sich fest ans Seil, verbirgt das Gesicht ins Heu, und siehe! der Windsturm, der von der Lauine herweht, hebt ihn sammt dem Heu in die Höhe und trägt ihn weit fort, wo der Schnee ihn nicht mehr erreichen kann! Das heißt eine glückliche Luftreise! — Ob er Gott Lob gesagt, weiß ich nicht, hätt's aber thun sollen. —

Und nun will ich ein Wörtlein sagen von den vielen und prächtigen Wasserfällen. — Wenn ein großer oder kleiner Bach über eine gerade Felsenwand herunterstürzt, so heißt das ein Wasserfall. Und ist das ein schöner Anblick, wenn das Wasser so mit Gewalt und Kraft in einen tiefen Felskessel herab donnert, in Schaum zerfährt, und brauset und strudelt, als wenn die Hölle darunter kochte; und können die Fremden, die dergleichen in ihrem Lande nicht haben, sich nicht satt daran sehen.

Die berühmtesten dieser Fälle sind: bey Handeck an der Grimselstrasse, wo die Aare selber einen gewaltigen Purzelbaum schlägt, und in einen tiefen finstern Felskessel herunter stürzt. Der Staubbach im Lauterbrunnen-Thal, der von einer neunhundert Schuh hohen geraden Wand herunter fällt, und in lauter Staub verfliegt, so daß es aussieht, als hätte man oben einhundert Mehlsäcke ausgeleert. Der Gießbach, gegenüber Brienz, der Reichenbach bey Meiringen, und viele andere. Und somit hat der Bote für diesmal seine Lehrstunde geendet; und hätt'ers gut gemacht, so sollt ihm das gar lieb seyn. (Wird fortgesezt.)

7.

Wahlverlegenheit.

„Lieber Ibrahim!“ sagte eines Tags ein Kalif (Fürst) zu seinem Vezier (Minister), „ich bin sehr unglüklich.“ — Unglücklich? Du, der du alles hast, was du wünschest. Urtheile selbst! Du kennst Fatime und Zulima, die beyden Königinnen meines Serails und meines Herzens, gleich an Jugend und Schönheit. Welcher von beyden soll ich den Vorzug geben? Bin ich bey der einen, so sehne ich mich nach der andern. Jeder Tag erneuert meine Qual — „Ich bin also glücklicher, als deine Hoheit,“ sagte der unvorsichtige Vezier,

„denn ich kenne diese Wahlverlegenheit nicht. „Meine Zoraide hat in ganz Bagdad ihres„gleichen nicht.“ Der Kalif antwortete nichts, aber am Abend desselben Tages sandte er einen seiner Diener zum Vezier mit einem Billet, auf welchem folgende Worte geschrieben waren: „Ibrahim, du „wirst auf der Stelle die unvergleich„liche Zoraide mir durch meinen Sclaven „überantworten. Sodann wirst du den Gift„becher trinken, den ich dir sende, oder die „seidene Schnur um deinen Hals legen, oder „dir von dem Ueberbringer dieses deu Kopf „abschlagen lassen. Ich stelle die Entschei„dung dir vollkommen anheim, denn ich „will, daß du auch einmal in deinem Leben „wissest, was Wahlverlegenheit sey.“

Glücklicher Weise ist nicht alle Wahlverlegenheit so traurig, wie die des armen Ibrahim, obgleich sie unter 1000 verschieschiedenen Formen erscheint. Man stelle z. B. einen Heuchler zwischen Tugend und Laster, einen Heurathslustigen zwischen eine hübsche aber arme und eine häßliche aber reiche Braut, einen Spekulanten zwischen Redlichkeit und Gewinn, einen Ehrenmann zwischen seine Pflicht und seinen Vortheil, einen Schurken zwischen sein Gewissen und seine Habgier, einen Krieger zwischen die Flucht und den Tod, einen Hungrigen zwischen das achte Gebot und seinen Magen, eine Dirne zwischen Ehre und Gold, und einen Esel zwischen zwey Bündel Heu — die Wahlverlegenheit wird nicht von langer Dauer seyn.

8.

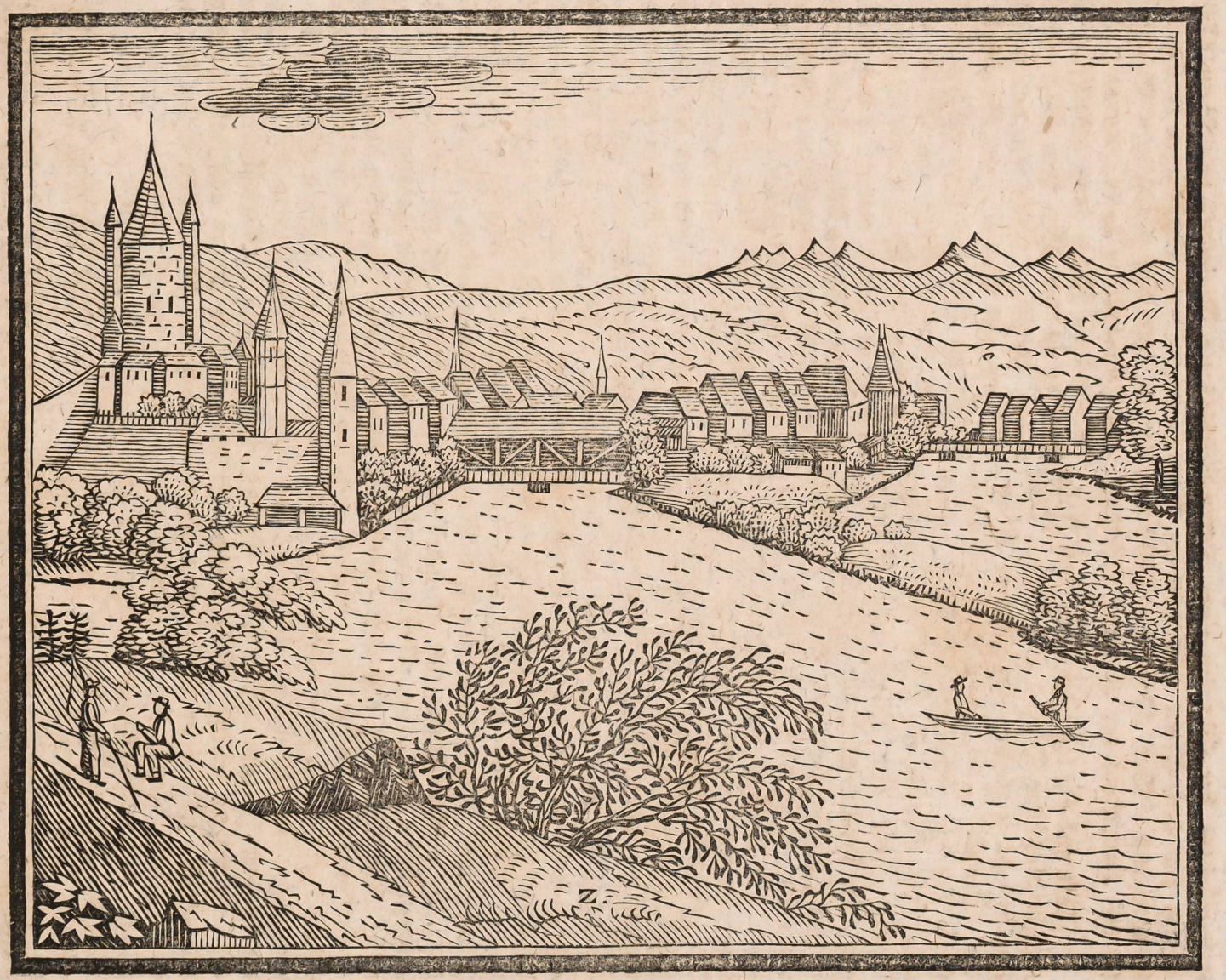
Beschreibung der Stadt Thun.

Die Stadt Thun liegt im Bernischen Oberlande an der Aare eine Viertelstunde untenher ihrem Ausfluß aus dem Thunersee, in einer der schönsten und vielbesuchtesten Gegenden der Schweiz, zwischen einen Hügel und die Aare hineingeklemmt, deren einer Arm sie in zwey Theile theilt. Auf dem Hügel steht das Schloß, die Pfarrkirche und die Häuser der Geistlichkeit. Am Fuße desselben zieht sich schmal die Stadt dahin, die mit der Burg durch drey Treppen in Verbindung steht. Ueber die Aare führen vier Brücken. Die Stadt hat 228 Wohnhäuser und 55 andere Gebäude, mit ungefähr 1600 Einwohnern, worunter etwa 1000 Burger. Aus derselben führen sechs Thore.

Alte Rechte, ein eigener Rath, hübsche Besitzungen, die Lage der Stadt als Marktplatz des Oberlandes viele Durchreisende und die während zwey Monaten dort befindliche Militair-Schule sind die Vortheile, deren sie sich erfreut. Viel Kleinhandel, Ackerbau, einige Manufaktur- und etwas Großhandel mit Holz, Käsen und Leinwand sind die wesentlichsten Nahrungszweige derselben. Sie besitzt eine Bibliothek, ein Waysenhaus, einen Spital und ihre burgerlichen Einrichtungen, namentlich das Schul- und Armenwesen sind lobenswerth.

Niemand nennt uns den Stifter und den Gründungstag von Thun. Der Name Dunum verrathet das hohe Alterthum des Orts, der schon im 6ten Jahrhundert nach Christi Geburt vorkömmt. Wahrscheinlich hat Berchtold V., Herzog von Zäringen, der Erbauer Berns, das Schloß erbaut und die Stadt mit Mauern versehen. Bey seinem Tode 1218 fiel es an das Haus Kyburg. Von diesem kam es im Jahr 1323 pfandweise und 1384 ganz an Bern, welches in das Schloß einen Schultheiß setzte. Die von Thun waren ihm ergeben

Die Stadt Thun.



und erstritten bey Granson einen goldenen Stern für den ältern schwarzen in das Stadtwapen. Von 1798 bis 1802 war sie die Hauptstadt des Kantons Oberland.

Nakt und öde lag noch vor einem Jahrtausend die schöne Gegend von Thun. Nur hier und da zeigte sich eine mindere Hütte, ein Speicher, ein Ziegenstall. Einsam stellte sich die gethürmte Schadau, unter Carl dem Großen ein Lehen des deutschen Reichs, die alte Kirche von Scherzligen, die bereits im Jahr 760 stand, die nakten Inselstreiffen, der Schilf des Aarufers dar, während jetzt blendende Häuser, freundliche Gärten, mahlerische Baumgruppen, üppige Wiesen das Auge entzücken. Eine herrliche Aussicht über die ganze Landschaft und den See nach den hohen Alpen genießt man auf dem Kirchhof und dem Schloß.

Einst flutheten die Wogen des nahe gelegenen Sees über die große Ebene, die sich jetzt stundenweit fruchtbar um Thun hindehnt, 1800 Fuß über der Fläche des Weltmeeres. Jetzt ist seine Länge fünf Stunden; die größte Breite eine Stunde; die größte Tiefe 120 Klafter. Von seiner eigenthümlichen Wendung bey dem Vorgebirg Nase (die größte in der Welt) hieß er auch Wendelsee. Doch leiten einige diesen Namen von den Vandalen, Wenden, ab, die im 5ten Jahrhundert in dieser Gegend gehauset haben sollen. Sein Wasser ist dunkelblau, troß vieler einfliessender Bergwasser, unter denen sich die Kander auszeichnet, die aus Gastern herströmend, am Fuße des Niesens sich mit der Simmen vereinigend, ehmals unterhalb Thun in die Aar floß, diese aufstauete und Wasserschaden verursachte. Diesem Uebel zu wehren beschloß die Regierung von Bern 1711 den Hügelgrat bey Strätlingen durchgraben zu lassen, und den ungestümen Bergstrom in den Thunersee zu leiten, woran 2 bis 300 Mann drey Jahre lang arbeiteten. Merkwürdig ist die über dem Abgrund schwebende Brücke. Nicht weit davon steht der Strätlinger Thurm, der Stammsitz Rudolfs, der 888 das neuburgundische Reich stiftete, dessen Burg die Berner als ein Eigenthum der Grafen von Kyburg, mit dem sie in Fehde waren, 1383 verbrannten. Der mächtige Thurm blieb stehen und ward 1700 zu einem Pulverbehälter umgewandelt. Das Kirchlein unten am Gestade ist die Kirche St. Michaels im Paradiese, heute Einigen, ein Filial von Spiez. Sie soll die älteste der Gegend und die Mutterkirche zwölf benachbarter Kirchen gewesen seyn.

Die Thun-Allment enthält 1500 Jucharten. Ein großer Theil dieses Gemeinguts von Thun ward nach langem Kampf gegen alten Schlendrian zum Anpflanzen mit Feldfrüchten eingehägt. Der andere ist Viehweide geblieben. Wo heute das Rindvieh wandelt, ist vor Zeiten der Fisch geschwommen. Seit Jahrhunderten diente die Allment zum Schauplatz bürgerlicher Belustigungen und militairischer Uebungen. Seit 1819 sind auf derselben alljährlich im August und Herbstmonat die Uebungen der eidgenößischen Artillerieschule, und künftighin wird von acht zu acht Jahren das große eidgenößische Lager allda Statt haben.

9.

Mittel dem Ackerbau aufzuhelfen.

Der Puder wird aus Stärke, die Stärke aus Weizen gemacht. Daher schlägt

ein Gelehrter dem König von Preußen vor, seine Unterthanen bey hoher Strafe zu verpflichten ihr Haar zu pudern, und legte ihm folgende Rechnung vor. Jeder braucht täglich ein Loth Puder, also ungefähr 8 Millionen puderpflichtige Einwohner täglich 2500 Centner, jährlich 912,600 Centner. Um so viel Puder zu verfertigen, werden 2,281,250 Berliner-Scheffel Weizen erfordert, die jezt nicht gebraucht werden, und dem Landbau einen reinen Ertrag von mehr als 3 Millionen Gulden abwerfen würden. Es würde zugleich den Perückenmachern viel eintragen, die seit der Abschaffung des Puders und der Zöpfe auf halbem Solde sind, wie mancher Offizier ohne Anstellung.

10.

Kleine Faden, woran die größten Begebenheiten hängen.

Ein Krieger war auf dem Punkte Herr des Erdballs zu werden, als die Augen eines schönen Weibes ihn zum allerfeigsten Menschen machen, und das Glück bekrönte ein würdigeres Haupt.

Ein Kameelhändler ergreift das Schwerdt, zieht gegen seine Feinde aus, und vernichtet sie. Darauf besteigt er den Thron, wird Gesetzgeber und Gründer einer Religion, die sich schon länger als 12 Jahrhunderte hindurch erhalten hat, und deren Anhänger $\frac{3}{4}$ von Asien bevölkern.

Ein mächtiger König hatte den festen Entschluß gefaßt, katholisch zu bleiben, aber sein Gesandter kam für die Ungeduld des Pabstes zwey Tage zu spät nach Rom, der Bannfluch wurde geschleudert, und der Fürst erklärte sich für die Reformation.

Ein Gewächs von China wird die Ursache einer Revolution, und die Freyheit eines grossen Landes erhebt sich aus einer Theekanne.

Ein kleines Deficit in den Finanzen eines europäischen Staates erzeugt durch seine Folgen die erstaunlichste Erschütterung, und trägt das Haupt eines tugendhaften Königs aufs Schaffot.

Ein glüklicher Soldat ergreift die Zügel eines großen Reichs, das eben in gränzenloser Verwirrung war, schreibt der halben Welt Gesetze vor, tyrannisirt Fürsten und Völker, und stirbt als Gefangener auf einem Felsen mitten im Meer.

Sechs Räthsel, die der Stelzfuß den naseweisen Lesern, die oft über seine Schulweisheit die Achsel zucken, für diesen Winter hinterm warmen Ofen zu lösen aufgiebt. Ich wette, es ist Mancher, der sich doch auf seine Gelehrsamkeit was einbildet, er wird sich vergebens den Kopf zerbrechen, und es nicht finden, bis er's über's Jahr im Kalender liest.

11.

Der Teufel-Austreiber.

Zu einem armen Kranken in S. berief man einen Schwärmer, der im Rufe stand Wunder verrichten zu können. Dieser erklärte bey seiner Ankunft, daß der Patient vom Teufel besessen sey, und daß er ihn austreiben wolle. Er sprang ihm deshalb zu verschiedenen Malen auf den Leib, und rief den Zuschauern zu, ihm mit ihren Gebeten beyzustehen. Diese Scene brachte jedoch bey mehrern Anwesenden einen so übeln Eindruck hervor, daß eine Frau zu

Boden sank. Kaum sah dieß der Wundermann, so verließ er den todten Körper jenes Patienten, und schrie, daß der Teufel in dieses Weib gefahren sey. Sodann trat er sie mit Füßen und ließ sie für todt liegen. Man solle nur den Teufel mit ihr vergraben, sagte er, weil sie ihm habe wollen zu Hülfe kommen. Die Unglückliche erholte sich nur nach langer Zeit wieder. — So weit kann Schwärmerey führen und doch hat sie immer noch ihre Vertheidiger in allen Ständen!

12.

Der kann schießen.

Da sitzt eine fette Schnepfe ab, und wie der Jäger heran schleicht, sieht er einen Raubvogel, dem die Schnepfe auch gefällt. Er denkt: will doch sehen, wo das hinaus will. Husch der Vogel zu Boden, und mit der Schnepfe in die Höhe; und der Jäger schlagt an, giebt Feuer, und schießt aus weiter Ferne den Dieb sammt der Beute herunter; und — läßt zum Andenken beyde ausstopfen.

13.

Der kanns noch besser.

Ho! meinte der Dani, der so brav lügen kann, das ist nichts anders. Als ich noch beym Herrn X. Y. Jäger war, hab ich einen ganz andern Schuß gethan. Ich stand an einem großen Weiher, und auf der andern Seite reibt eine große Wildsau sich an einem Baume. Ich schieße! Indem springt ein Hecht aus dem Wasser, die Kugel fährt ihm durch die Augen, daß er tod auf dem Wasser schwimmt, die Wildsau stürzt, und fällt auf ein Reh, das hinter ihr liegt, und von ihr zu tod gedrückt wird; und das Reh hat noch einen Hasen erdrückt — und der Hase — ja — der Hase: — nun sagt ich, der Hase hat sicher nicht halb so lange Ohren gehabt als du und alle die dir das glauben.

Merk einer: 's ist wohl fein, so einer etwas Kurzweiliges weiß, und bleibt bey der Wahrheit, wenn ers erzählt; so wie der mit der Schnepfe.

Es ist aber unfein wenn einer nichts weiß, und will doch immer d's Maul offen haben, sollt er auch lügen wie der mit dem Wildschwein, oder gar wie — ein Pratigmacher.

14.

Mißverstand.

Seit einiger Zeit nimmt auch auf dem Lande die in den Städten seit langem übliche Mode überhand, den Kindern 3, 4 und noch mehr Taufnamen zu geben, und wohl aus keinem andern Grunde, als der thörichten Nachahmungssucht. Wenigstens kann sich der Bote keinen vernünftigen Grund denken, geschweige einen Nutzen. Dieser Gebrauch, Kindern mehrere Taufnamen zu geben, kam im 16ten Jahrhundert aus Spanien zu uns, wo dieß noch heutzutag häufig der Fall ist, und letzthin einem Spanier, der im Oberlande herumreisete, sehr übel bekam. Er kam nemlich zur Nachtzeit bey abscheulichem Regenwetter vor einem kleinen Wirthshaus in B. an und glaubt, da er vorher vernommen, daß dasselbe schon ziemlich mit Gästen angefüllt sey, durch Hernennung seiner sämtlichen Namen (er soll deren nicht weniger als 20 gehabt haben)

der Wirth von seinem hohen Adel zu überzeugen und dadurch zur Aufnahme zu bewegen. Dieser aber, ein schlichter Alpensohn, schlägt ihm die Thüre vor der Nase zu mit der Antwort: Für so viele Herren habe ich keinen Platz.

15.

Denkmäler in der Schweiz.

Wie Rom und Griechenland ihren Helden Ehrensäulen aufrichteten auf öffentlichen Plätzen, so pflegten auch unsere biedern Altvordern den Ihrigen an denjenigen Orten Kapellen zu bauen, wo sie für das Vaterland gekämpft haben. Uri errichtete eine solche seinem Wilhelm Tell zu Bürglen, eine andere an den Klippen des Vierwaldstädtersees. Schwyz widmete ebendemselben eine dritte in der hohlen Gaße und dem Stauffacher eine zu Steinen, so wie sie der Schlacht am Morgarten zum ewigen Denkzeichen eine Ehrenkapelle auf der nahen Wiese Schorno aufgeführt hatten. Bey der Capelle zu Sempach wird jährlich der Jahrestag der dortigen Schlacht gefeyert. Bey Näfels bezeichnen 11 Steine den Sieg der Glarner. Am Stoß zeugt das Bethaus von den Heldenthaten der Appenzeller, und in der Nähe von Murten verkündigte das 1798 zerstörte Beinhaus den Triumph der Eidgenossen. Diese Denkmale glorreicher Siege in gerechten Kriegen sollen die Vaterlandsliebe, die Eintracht, den Heldensinn unserer Ahnen zur Nachahmung darstellen; sie sollen die Enkel erinnern, daß der Ruhm ihrer großen Väter noch auf sie übergehe, daß die von ihnen errungene Freyheit noch mit uns sey; daß wir ihren Geist bewahren, ihre Weisheit ehren, ihr Lob öffentlich verkünden müßen. Dieß haben auch unsere Zeitgenossen gefühlt und erneuerten nicht nur die Denkzeichen bey Murten und Fraubrunnen, sondern sezten neue zu Luzern, St. Jakob, St. Niklaus, Bern. Auch die Helden von Laupen sollen nicht länger vergessen seyn, deren Andenken seit einigen Jahren Berns Bürger auf dem Schlachtfelde daselbst rühmlichst erneuert haben.

Da es nun von vielen der zahlreichen Leser dieses Volkskalenders gewünscht worden ist, daß diese Ehrendenkmäler und ihre Bedeutung dem Volke näher bekannt gemacht würden, so entspricht der Bote diesem Wunsche, und will sie, so viel es ihm sein Stelzfuß erlaubt, bereisen und bestmöglichst abkontrefeyen und beschreiben. — Billig fängt er seine Gallerie mit dem an, das seinem Wohnorte am nächsten ist.

Denkmal in Bern für die 1798 Gefallenen.

(Siehe nachstehende Figur.)

Den 1. Merz 1820 ist von dem Großen Rath zu Bern beschlossen worden, den im Jahr 1798 für das Vaterland Gefallenen ein Denkmal zu setzen, und hiezu dem Kleinen Rath die Ausführung übertragen. Diesem Beschluß ist in dem Jahr 1825 Folge geleistet worden, und die Namen der für Freyheit und Recht umgekommenen Berner (19 Offiziere und etwa 700 Unteroffiziere und Gemeine) befinden sich auf sechs schwarzen Marmortafeln mit goldenen Buchstaben eingegraben, die in der Münsterkirche aufgestellt sind, wo sie das Grab jenes Schultheissen umgeben, dessen große Seele

kein äusserer Zwang beugte, und dessen großer Charakter noch bey der spätesten Nachwelt der Stadt Bern zur Ehre gereichen wird. Es sind also diese Marmortafeln ein vom Staate aufgestelltes Zeugniß der öffentlichen Dankbarkeit für die Vaterlandsliebe, die jene Tapfern in den verhängnißvollen Tagen der schweizerischen Staatsumwälzung, im Kampfe mit der mehr als dreymal stärkern, im Kriege geübten, französischen Armee mit ihrem Leben versiegelten. Wenn schon jene wakern Männer in einem unglüklichen Kampfe gefallen sind, so glaubte die Regierung nichts desto weniger ihnen dieses Denkmal schuldig zu seyn, weil der Erfolg nicht in der Hand des Menschen liegt, und keiner für das Vaterland mehr thun kann, als für dasselbe zu sterben, und daß sie dieß mit Tapferkeit und Unerschrokenheit gethan haben, mußte selbst der feindliche Feldherr in seinem Berichte preisen. Wenn man liest, wie bey Neuenegg eine Handvoll Berner die ganze französische Armee, ungeachtet des mörderischen Kartätschenfeuers, mit gefälltem Bajonet angriffen und 3 Stunden weit zurüktrieben; wie bey Fraubrunnen eine Schaar Bauern mit Spießen, Hellebarden und Sensen versehen, ein ganzes Husarenregiment zurükdrängte und nur durch die Kartätschen des fernher treffenden Geschützes besiegt wurde; wie im Grauholz viele Landleute sich in die Sprossen der Kanonenräder und vor die Mündungen stürzten, um die zerschmetternde Artillerie im Vorrüken aufzuhalten; wie edle Greise und zarte Jungfrauen den angebotenen Pardon ausschlugen und die Schmach des Vaterlandes nicht überleben wollten: so muß man ihrem Heldensinn Bewunderung zollen, und bekennen, daß sie ihrer Väter bey Laupen und Murten sich würdig bewiesen haben.

16.

Wie man sich empfiehlt.

Ein Perückenmacher in Paris empfahl sich dem Publikum auf folgende Weise in einem gedrukten Anschlagzedel: „Der denkende und gebildete Mensch sucht stets Mittel, die Fehler der Natur durch Kunst zu verbessern. Niemand hat die Kunst, Perücken, Touren und ähnliche künstliche Haarbedeckungen zu verfertigen, so vervollkommnet als — meine Wenigkeit. Ich habe es so weit gebracht, daß diejenigen, die solche künstliche Arbeiten von meiner Fabrikation tragen, selbst nicht mehr wissen ob es ihre eigenen Haare sind oder nicht!"

Noch merkwürdiger ist folgendes Stücklein. Eine Frau verlohr ihren Mann, und ließ auf seinen Grabstein setzen: „Hier liegt u. s. w. — seine untröstliche Witwe setzt ihren Modehandel am gewohnten Orte fort! —"

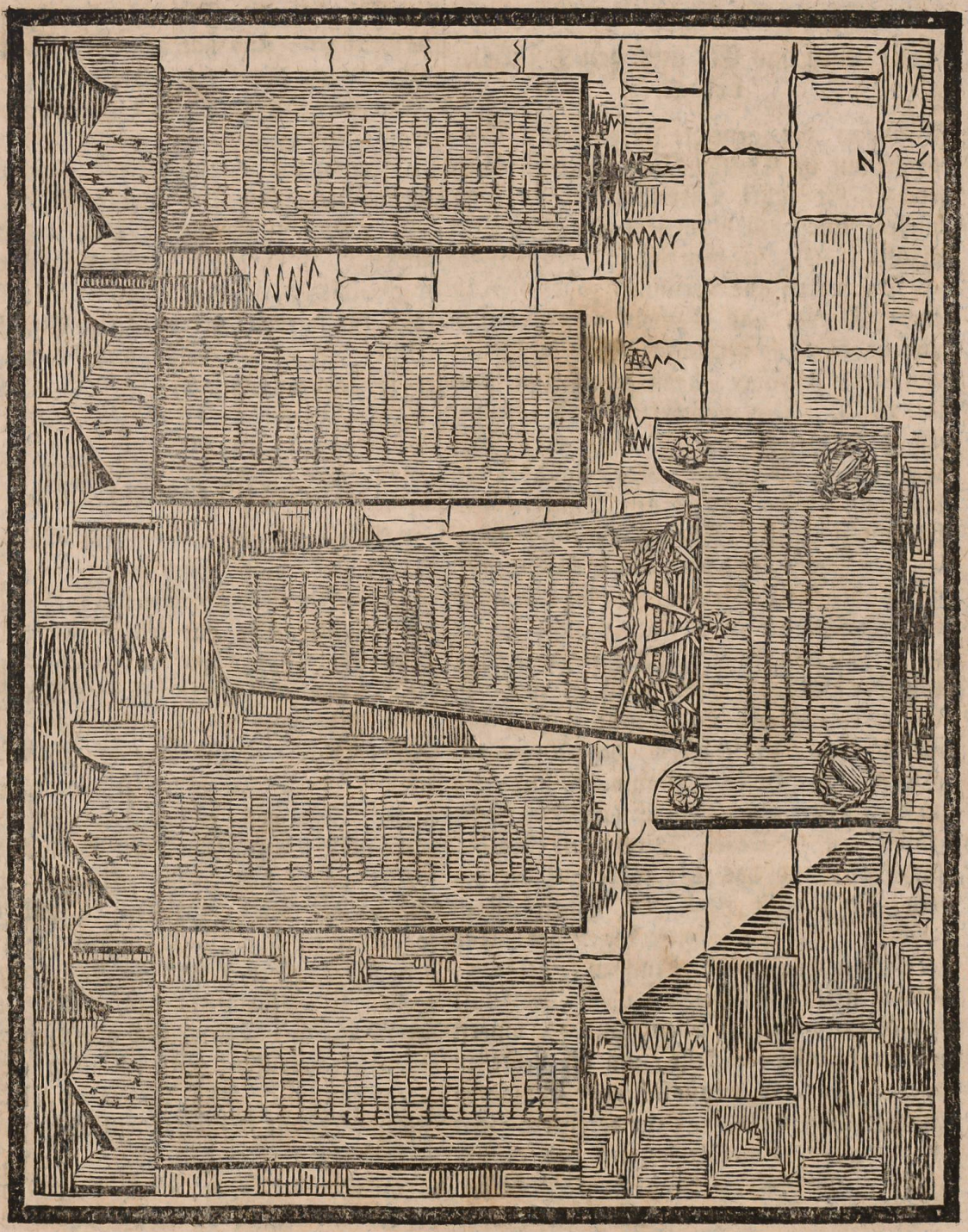
17.

Eh nu! Gsegott!

Ein Engländer (der geneigte Leser kennt ihn nicht, wenn ich schon sage, daß er Johann Head hieß) hat auf einmal verzehrt:

Fleisch	:	4½ Pfund.
Kartoffeln	:	3 —
Plumpudding (?)		2 —
Gesalzene Fische		3 —
Brodt	: :	4 —
Kleinigkeiten	:	2 —
	Summa	18½ Pfund.

Das heißt ein gesegneter Appetit!



Denkmal in Bern für die 1798 Gefallenen.

18.

Wie man das Eis aus den Dünkeln bringt.

Meint der geneigte Leser, der Bote kommt nur im Canton Bern herum? Weit gefehlt! Er führt Correspondenz in ferne Länder, und will eben jetzt ein Stücklein erzählen, das „änet dem Rhein“ wiederfuhr.

Da waren alle Brunnen zugefroren in einem Dorfe, und obschon man die Leitung abdeckte, so vermochte die liebe Sonne doch nichts darüber, denn es war im Jenner 1823. Des jammerten und lärmten besonders die Weiber, so daß der Vogt nicht wußte, wo ihm der Kopf stand! Man fieng nun an die zugefrornen Dünkel (Teuchel) auszubohren. Allein das gieng so langsam von statten, und die Weiber lamentirten immer über Wassermangel (die Männer hätten wohl eher über Weinmangel lamentirt!) daß dem Vogt der Angstschweis kam, trotz der Kälte. Aber da tritt nun ein Maurergeselle auf, und spricht: „Ja! bey mir zu Land, in Bayern, da ist mer mit so Dings glei fertig. Man macht nur etwa ein drey Fuß langes Loch in das Eis, steckt dann einen geladenen Flintenlauf hinein, zündet an, und das Eis fährt auf der andern Seite weit heraus!“ Guter Rath kommt nie zu spat, denkt der Vogt! Und der Flintenlauf wird gefunden, geladen, hineingesteckt, zur Vorsicht aber alles Volk von den Gassen getrieben, und zu unterst im Dorf Wache gestellt, um die Leute zu warnen, daß der herausfahrende Eiszapfen nicht Unglück anrichte. Nur der Herr Vogt und der Maurermeister durften das Kunststück mit ansehn. — Potz Henker! Welch ein Knall! Aber — das Eis steckt noch im Dünkel, der Flintenlauf hergegen ist zersprungen, und hat den Hr. Vogt miserabel an den Kopf getroffen, und dem Maurermeister fast nach einen Finger von der Hand geschlagen.

Wenn der schlaue Geselle, der sich dort fortmachte, ohne sein Trinkgeld abzuwarten, etwa sein Kunststück auch anderwärts anpreist, so weiß der Leser nun schon ob er probatum est dazu schreiben soll. Allenfalls kann jeder, der nicht ein Einfaltspinsel ist, voraus zusammen buchstabiren, daß es so kommen mußte.

19.

Der Held hinterm Tisch.

Wenn der Leser etwa am Markt nach A. kömmt, und gleich neben dem Thore in die Schumacher Werkstadt guckt, wo der Meister B. mit seiner rothen dicken Nase sitzt, so sey ihm zu wissen, daß dieses der mannhafte und beherzte Nachtwächter wohlbelobter Stadt ist, von dem ich jetzt erzähle. — Es war im Weinmonat 1825, gleich als es so stürmte und kalt ward. Da gieng er ins Trinkstüblin beym rothen Elsi, und nahm einen Schluck Bätzi-wasser gegen den Frost. Aber — fragen ihn da die Leute, fürchtest du dich nicht, so in der finstern Nacht, allein sogar über den Kirchhof zu gehn! — Pah! sagt der Held! Was fürchten! Ich will mitten in der Nacht dem Teufel und allen seinen Gesellen herausrufen! Bin ich nicht eine alte Kriegsgurgel? Heiß ich nicht Niklaus? Ist nicht Sant Niklaus mein Schuzpatron! — Nun gut. Er geht seines Wegs. Da macht ihm der Mond einen Erzpossen, und zündet mit seinem Lanternlein zwischen den

Wolken heraus, nur so ein Wenig; und wie der tapfere Klaus bey der Schmiede um den Ecken kommt, und seinen Spruch anhebt: Wann ihr höret, was ich will sagen — so schreit er auf einmal: helfio! mordio! Wer noch nicht schlief in der Nachbarschaft, läuft hinaus, und fragt, was es giebt? Ein Bär oder der Teufel steht dort im Winkel! so stottert Klaus, hat vor Angst seine Tabakspfeife und seinen Stecken fallen lassen, kann nicht fliehen und kaum reden, so hat ihn der Heldenmuth ergriffen! Da sieht der Schmied oben zum Fensterlein hinaus, lacht, und sagt: Hest e Ruusch, Chlaus? Gsehst nit daß es e Chol-Sack ist, und e Chris-Ast druf! —

20.

Soll das Deutsch seyn.

Wie traurig es noch in vielen Gegenden unsers lieben Vaterlandes um die Kenntniß der Muttersprache aussieht, das beweisen oft zum wahren Aergerniß die Proben des Styls und der Rechtschreibung, welche man in Verboten oder andern Anschlagzeddeln öffentlich jedem Vorübergehenden auszustellen sich nicht scheut. So liest man in der Stadt B. auf einer Tafel, die das Gitter eines Heiligenbildes schmükt, folgende, mit großen Buchstaben schön geschriebene Inschrift: „Ein jeder gut Dänkleter Christ wird gebäten um ein Opfer zur Ausbeserung dieses Bilds weils vermög des Mangl des Gelds nicht kan hergestelt werden.“ Jährlich besuchen Tausende von Fremden unser Vaterland; welche Begriffe sollen diese von unserer Bildung mitnehmen, wenn sie auf dergleichen Dinge stoßen?

21.

Merkwürdige Bittschrift.

Vorerst verbürget der Bote bey seiner Ehre, daß er diese merkwürdige Schrift mit eigensinniger Treue abschreibt, und keinen einzigen Fehler hineinsetzt, der nicht im Original steht. Und dann bittet er den Leser mit seinem Urtheil zu warten bis ans Ende.

Bedizion fon der löblichen Theatergesel-
schaft im * * Graben, kirchhöre ***
an die Hochgeachte, Hochgeertte Herren der Pollizey Diräckzion.

Titel. — Es hat sich begeben das von unser Gemeinde Etwan unser 12 Personen Ein schönes schauspiel oder komedi gelernet Haben von dem beckerknecht aus dem 11 Jarhundert Herausgezogen wie es geschehen zu Callor Im Türingerland. (Hier folgt die ganze Geschichte). — Darum hat es so blutige Auftritt geben das der becker den Hochzeitter Erschoßen der becker sich selbsten Erstochen die braut sich selbsten Ertränkt, die Mueter sich selbsten erhänkt, der Vatter Ist fon Sinnen komen Thut Nichts als Jameren Vnd klagen das Man In Müöst binden an.

Darum Hochgeachte Hochgeehrte Herren Präsident Vnd Mitglider wir Halten an Vm Ein Bewilligungs schein für Etwelche Sontäg zu hallten dieses An müötige schauspiel welches Ist den Eltern zur Warnung der Jugend zur Auferbauung angestellt. —

Derowegen Hochgeachte Hochgeertte Heren gönen sie Vns und dem Landfolk diese Freud so wir Vnd das Volk schon lang ferlangt Haben, Wir bitten sie Erlauben sie Vns das, Warfür Wir mit aller Ehrfurcht gegen Euch Hegen Vnd Euch

den Seegen Gottes und die gesundheit Wünschen das Euch Gott wölle In Irem fürnemen Erhalten, In desen Vnder Tänigster bitt Von Vns Insgesamt son der loblichen Teatergesellschaft in — —

den 31. Juli 1813. (ist wohl die Jahrzahl recht?)

So lautet diese merkwürdige Bittschrift; und mein Gevater, hat mir darüber folgendes bemerkt.

Einmahl scheint es der Schreiber sey lieber in die Komedie gegangen als in die Schul, sonst würd er besser schreiben.

Zum andern: wer nicht besser deutsch kann als so, sollte sich nicht zum Meister einer loblichen Theatergesellschaft aufwerfen.

Zum dritten würden die Bauern besser thun eine Gesellschaft für Ackerbau, Viehzucht, Handwerk und Gewerbe, als für Komedie anzustellen; wobey sicher des Guten mehr herauskäme; und die Gesellschaft loblicher würde.

Und zum vierten ist der Sonntag auch für etwas beßeres anzuwenden, als für dergleichen Spiel.

So meynte mein Gevater; und ich meyne er könnte leicht recht haben.

22.

Allerley Merkwürdiges aus fremden Zeitungen.

Während der Revolution ward ein französischer Soldat vor Gericht gezogen. Er war erst 25 Jahre alt, und hatte — merkt alle auf — doch 26 Weiber miteinander, und eben so viele Kinder mit ihnen erzeugt. „Eh du Galgenvogel! Dä het me doch öppe g'henkt!" — Bewahre! Er ward zu vierzehn Tag Gefangenschaft verurtheilt. — Vermuthlich meynten die Richter er habe schon das Fegfeuer mit seinen 26 Weibern ausgestanden.

In Philadelphia ist ein Schwein zu sehen, 22 Monate alt, und — tausend Pfund schwer! Das ist doch wohl die Sau aller Säuen!

Ebenfalls in Amerika lebt ein Ehepaar das über hundert Jahre verheirathet ist. Der Mann ist 128, die Frau 126 Jahre alt. — Ey die mögen einander viel lange Weile gemacht haben!

In den Niederlanden ward ein Tiger, eine Schildkröte und ein Igel vor den Polizey-Commißär gebracht; und wenn der Leser nicht begreift, warum diese Thiere vor Gericht mußten, so diene ihm zur Nachricht: Man hatte mit vielen und schönen Worten eine Sammlung merkwürdiger Thiere zum Beschauen angekündigt. Es fand sich aber, daß der Tiger der Herr selber war, in gestreiftes seidenes Zeug verkleidet; unter einem alten schwarzledernen Schilde stekte die Tochter als Schildkröte, und ein Kind in einem alten Husarenpelz machte den Igel. — Was ersinnet doch nit d's Geld.

In Westindien thun die Ratten allen Pflanzungen, besonders dem Zuckerrohr, gar viel Schaden. Darum hat ein dortiger Landbesitzer einen Rattenfänger aus England verschrieben; und dieser hat 17 Frettchen, eine Art zahmer und zum Rattenfangen abgerichteter Marder und 3 Hunde mitgebracht. Dieser englische Mäuse- und Rattenfänger verdient neben freyer Kost und Wohnung, jährlich 40 Duplonen. — Dort ist ja das Paradis für die Mauser.

In Holland heirathete ein 67 jähriger blinder Mann eine einäugige Frau von 42 Jahren. Dieses Ehepaar sieht also

alles nur mit einem Auge an, was doch wohl zum Frieden dienen muß!

Man hat berechnet, daß in einem gewißen deutschen Königreiche blos die Regierung vierhundert und siebenzig Millionen Bogen Papier braucht, und also nur für diesen Artickel eine halbe Million Gulden ausgiebt: ungerechnet was die Schreiber kosten, die dieses Papier alles beschreiben! — Mich nimmt Wunder wo sie Lumpen genug dazu finden: — zum Papier mein ich!

23.

Milchanstalt.

Die schon in mehrern Dörfern gemeinschaftlich errichteten Sennereyen haben sich so vortheilhaft bewährt, daß sie verdienen näher gekannt und nachgeahmt zu werden. Denn gewiß hat jeder Einzelne nicht den Nutzen von seiner Kuh, den er davon zieht, wenn er sich mit vielen vereinigt, und gemeinschaftlich Butter und Käse verfertigen läßt. Zu einer solchen Sennerey gehören aber, wenn sie vortheilhaft seyn soll, 40 bis 50 Kühe, ein geschikter, rechtschaffener Senn, der das Butter- und Käsemachen als ein Meister versteht, ein guter Milchkeller und Käsebehälter, und besonders die größte Reinlichkeit. Der Senn, der nöthige Plaz, Geschirr, Salz, Holz wird auf Rechnung der Theilnehmer von 3 bis 4 rechtschaffenen Männern, die das Ganze durch ihre Oberaufsicht leiten, bezahlt. Jede Haushaltung bringt nun Abends und Morgens zur bestimmten Stunde ihre vorräthige Milch in sauberen Gefäßen, denn sonst darf sie der Senn nicht annehmen. Versucht jemand die Milch mit Wasser oder Ziegenmilch zu vermischen, so wird er als ein Betrüger von der Anstalt ausgeschlossen und zwar ohne Entschädigung für seine bisherigen allfälligen Ausgaben. Der Senn mißt die Milch eines Jeden, und schreibt sie ihm zu gut. Aus der gesammten Milch eines Tages bereitet er nun Butter und Käse, die nun nicht täglich unter alle Theilnehmer vertheilt, sondern einem Einzigen gegeben werden. Was einer zu viel bekommt, wird ihm von Tag zu Tag an der Milch abgezogen, die er bringt. Genaue Rechnung im Milchbuch wird jedem nach Verhältniß der gebrachten Milch zuweisen, was ihm gebührt. Uebrigens kann ja ein jeder selbst aufschreiben und nachrechnen.

Solche Einrichtung bringt den Vortheil, daß jeder Einzelne von seinen Kühen mehr Nutzen zieht und zu jedem Tropfen Milch Sorge trägt, da sonst in mancher Haushaltung manche Maaß Milch verschlampt wird, daß die Kühe beßer besorgt werden, daß man sich lieber größere Kühe anschafft, die viel Milch geben, als die kleinen.

24.

Räthsel.

Ich bin kein Baum und habe dennoch Blätter,
Bin kein Prophet, doch prophezey' ich Wetter;
Nicht Contraband und doch im Umlauf oft beschränkt.
Kein Zeichendeuter, doch mit Zeichen bunt besprengt;
Auch bin ich kein Spion, doch werd' ich aufgehängt;
Kein Possenreißer, doch mit Possen ausstaffiret.

Nicht Arzt, nicht Rath, doch werd ich consuliret.
Ich bin ein Buch, wie's weiter keines giebt,
Bey Vornehm und Gering beliebt.
Zu meinem Daseyn trug vorlängst ein großer Kaiser,
Ein König, auch ein Pabst, und hie und da ein Weiser
Sein Scherflein nach Vermögen bey.
Mit jedem Jahr erschein' ich neu,
Doch seht ihr mich, o welche Schelmerey!
Nach Jahresfrist zerfezt, wie jede Sudeley.
Fehlt mir die alte Litaney,
Die Schnurren, Zeichen und Mirakel,
Mach' ich bey Urian und Dumm
Viel Aufsehn, Murmeln und Spektakel.
Doch, welcher Trost! nach einem Sekulum
Dien' ich dem Pöbel zum Orakel.

(Kalender.)

25.

Mancher würde anders sprechen.

Ein Schiffkapitain von Nordamerika fährt auf den Wallfischfang. So wie man einen großen Wallfisch erblickt, werden die kleinen Schifflein ausgesetzt, das Thier wird nach und nach eingeschlossen, hat schon ein Paar Harpunen oder Wurfspieße im Leibe, und schnapt mit dem Maule auf und zu, wie einer der sterben will. Aber auf einmal thut er noch einen Schlag mit seinem Schwanz, und davon wird ein Boot zertrümmert, daß die Matrosen im Wasser schwimmen. Wie nun der fürchterliche Fisch so auf und zu schnapt, kriegt er einen Matrosen beym Bein; und obschon das Thier keine Zähne hat, so hats dem armen Kerl das Bein doch in Stücken zerquetscht, daß man ihm's abnehmen mußte. — Da fragt ihn nun einer: aber was dachtest du auch im Augenblick, da der Fisch dich packte? Hm! sagte er, ich dachte daran wie viel Tonnen Speck er wohl geben möchte; und ich habe ihn so auf sechszig geschätzt. — Laßt mir das einen kalten Michel seyn! —

26.

Auch etwas Besonderes vom Heirathen.

Ein griechischer Kaiser — so schreibt einer meiner Correspondenten, der gelehrte Samuel Schnipschnaps, — hatte eine Tochter die so hübsch war, wie — ich weiß wohl wer, und witzig wie — meine Frau! und hätten alle Prinzen sie gerne geheirathet. Aber — kurios! das Meitli wollte absolut nicht heyrathen, und schikte die Herren alle fort! Der Bote weiß mehr als eine, die das nicht thäte. — Und es war ihr damit so bitter Ernst, daß sie den alten Papa Kaiser vermochte ein Gesetz zu geben, daß jeder, der um die Tochter sich bewerbe, entweder gewiße Fragen auflösen müße, oder den Kopf hergeben! — Eh du gottlosi Jungfrau! — und die Fragen waren so spitzfündig, daß eine Menge Prinzenköfe von den Wetterfähnlein des kaiserlichen Pallastes herunter guckten, und den andern die Lust vergieng, sich anzumelden.

Endlich aber, — wie denn geschrieben steht: d'Liebi, die Gäuchle, führt eine wo si will; kommt noch ein hübscher junger Pursche aus Persien, und meynt: ob ich vor Liebe sterbe, oder den Kopf verliere, kommt in eins. Und das hat der Prinzessinn gefallen. Und nun geht das Fragen folgendermaßen an:

Erste Frage: Was mehrt sich stets und nimmt nie ab? Was mehrt sich stets und nimmt doch ab?

Antwort: Stets mehrt sich Gottes Huld und nimmt nie ab. — Das Alter wächst und seine Kräfte nehmen ab.

Zweyte Frage: Wer giebt das anvertraute Pfand, ohne eigenen Verlust, zehnfach wieder?

Antwort: Die Erde giebt das anvertraute Körnlein zehnfach wieder?

Dritte Frage: Wer aber bringt das anvertraute Gut um, und verzehrt sich sich selber?

Antwort: Das Feuer zehrt das Holz auf, und fällt zuletzt in Asche dahin.

Und da nun die spröde Jungfer genug gefragt hatte, und weil der Pursche so gar hübsch war, und weil das verliebte Stündlein einer jeden einmal schlägt, und weil das Gyritzen-Moos so feucht und kalt und unlustig ist — so gab die Prinzeßinn ihm die Hand. — Nun, denkt mancher, es ist doch gut, daß unsre Meitli nicht so viel Compliment machen, und etwa Lust bekommen Bubenköpfe ans Tennsthor zu naglen, anstatt Wanderli und Stechvögel.

27.

Bericht zu der Zinsrechnungs-Tabelle.

(Siehe die 27 Seite in diesem Calender.)

Jeder Thaler ist ein Ey, aus dem in 100 Jahren Tausende von Jungen schlüpfen können. Ein Engländer hat ausgerechnet, daß ein Kreutzer zur Zeit der Geburt Christi an Zins gelegt, und immer Zins auf Zins gehäuft, jetzt einen Klumpen Gold ausmachen würde, der wenigstens 1000mal so groß als unser Erdball wäre. Lernt daraus den Werth eines einzigen Batzen schätzen. Wer ein Mutterschwein schlachtet, zerstört dessen ganze Brut bis ins 1000ste Glied; wer einen Dukaten verschwendet, zerstöret alles, was er damit hätte erwerben können, ganze Tonnen Goldes.

Nicht nur im Drange der Noth, sondern auch im Kitzel der Hoffnung, Geld mit Geld zu gewinnen, laden sich viele Leute schwere Capitalschulden auf den Hals; scheinen aber größtentheils zu vergessen, daß die Zinsen, wie das Sprichwort sagt, mit aus der Schüssel essen. Wer in der Noth borgt, bedenke, daß er nur für den Augenblick seiner Noth abhilft, sie aber für die Folge vergrößert. Wer auf Speculation borgt, bedenke, ob er nicht eine windige Speculation mache, wie die Lotterie-Narren.

Wer Geld ausleiht, frage bey Unbekannten nicht nur nach zureichendem Unterpfande, sondern auch nach ihrer Haushaltung; ehrlichen und verständigen Leuten leihe er im Vertrauen auf ihren Verstand und guten Willen, und würdigen Hülfebedürftigen ohne Rücksicht auf die abfallenden Zinse.

Man klagt so oft über schlechte Zeiten, und vergißt über dem Jammern sich selbst zu helfen. Die beste Hülfe aber in Drang und Noth ist Sparsamkeit. Wenn der Sinn für sie unter uns erwacht; wenn wir auch bey wenigem Verdienst etwas auf die Seite legen lernen, das wir sonst leichtsinnig verbrauchten; wenn den jungen Leuten dieser Sinn eingeflößt wird, und sie lernen, den ihnen geschenkten Batzen an Zins legen; wenn dann der Jüngling beym Antritt eines Gewerbes eine Summe bey der Hand findet;

wenn er als Hausvater auf diesem Wege fortgeht, und auf jeden künftigen Unfall hin sich einen Nothpfennig zusammenspart, mit dem er bösen Tagen ruhig entgegensehen kann; dann ist uns geholfen, denn wir helfen uns selbst.

Um diese Sparsamkeit unter uns aufzumuntern und dem Unbemittelten, der nur kleine Summen erübrigen kann, Gelegenheit zu geben, diese mit Sicherheit an Zins legen zu können, haben sich in verschiedenen Gegenden unsers Cantons wackere Männer vereinigt, und sogenannte Ersparniß-Cassen gebildet; wie z. B. in Bern, Wangen, Aarwangen, Nydau.

Vorliegende Zinsrechnungstabelle ist nach dem bey uns gewohnten Zinsfuß von 4 und 5 vom Hundert berechnet, sowohl in Kronen von 25 btz. als in Franken von btz. 10. Die Berechnung der Zinse für einen Monat ist einige Hülfe für die Marchzinse. Die nemliche Tabelle dient auch zur Verwandlung der Kronen in Franken und umgekehrt.

28.

Arme Menschen!

Der Bote sahe lezthin einem Tischlermeister zu, der einen Nagel schlug, welcher sich krümmte, daß er ihn wieder ausziehen mußte. „Ihr habt keinen guten Nagel genommen," sagte ich zu ihm, „oder zu wenig vorgebohrt, oder ihn übel gesetzt." Der Meister aber wollte es nicht an sich kommen laßen, daß der Fehler an ihm selbst läge; und meynte der Nagel könnte freylich gehen, wenn er wollte.

Einen Augenblick darauf nahm er seine Pfeiffe zur Hand und sagte: „ich muß eins anstecken." Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu bemerken: Nach seinen Worten zu schliessen, wären seine Nägel Meister, die thäten ja was sie wollten, und er ein Knecht, er thue was er müße.

29.

Die Griechen.

(Siehe nachstehenden Plan von Missolonghi.)

Des Redens über die Griechen ist viel in dieser Zeit, und der Name Missolonghi ist in aller Mund. Weil aber hunderte nicht wissen, wer die Griechen sind, und ob das Missolonghi im Mond ist, oder sonst wo — so will der Bote von dem allem erzählen, denn — was wet der Pratigmacher nit wüße!

Also, Gevatter Schulmeister gieb die Landkarte von Europa. Seht da gegen Morgen hinaus steht mit grossen Buchstaben geschrieben Türkey! Nun eben das ist Griechenland, und bestand ehedem aus drey Theilen, dem eigentlichen oder oberen Griechenland, dem Peloponesus, einer grossen Halbinsel, die jetzt Morea heißt, und einer Menge von großen und kleinen Inseln im Meere. Da wohnten die alten Griechen, da leiden und kämpfen jetzt ihre unglücklichen Nachkommen.

Es sind aber die Griechen ein uraltes Volk. Denn man hat Nachrichten von ihnen die 352 Jahr vor Moses hinaufgehn, und selbst die nachher so berühmte Stadt Athen kommt vor, ehe Moses die Israeliten aus Aegypten führte.

Das Land selbst ist einer der schönsten, fruchtbarsten und reichsten Theile von unserm Welttheil. Der Ackerbau und Weinbau finden sich dort schon in den ältesten

Zeiten, und der Bachus, dem auch unter uns Christen leider nur zu viele opfern, ward als Erfinder des Weins göttlich verehrt.

Das Volk war geistreich, lebhaft, thätig, erfinderisch und kunstreich. Schon im Jahr der Welt 2721, also mehr als tausend Jahre vor Christo machten sie eine kühne Seefahrt. Ums Jahr der Welt 2790 war ganz Griechenland auf den Beinen, um eine schöne Frau wiederzuhohlen, die einem ihrer Fürsten war gestohlen worden, und dieser trojanische Krieg ist noch jetzt berühmt. Etwa zur Zeit des Königs Salamo lebte Homer (NB. sprich Homeer) ein so berühmter Dichter, daß die heutigen Griechen noch jetzt den Hut abziehn und ihn ihren Vater nennen. Im Jahr 3100 war Lykurg als Gesetzgeber von Sparta, und 3390 Solon als Gesetzgeber von Athen berühmt, und sinds noch jetzt! — Im Kriege waren die Griechen zu allen Zeiten ausgezeichnet, tapfer und geschikt, und die Namen vieler Helden, Miltiades, Themistokles, Leonidas, Epaminondas, Pelopidos, Agesilaos und viele andre sind noch jetzt eben so geehrt als — der Prinz Eugen und der König Friedrich der Zweyte in Preussen.

In allen Wissenschaften und aller Gelehrsamkeit waren die Griechen nicht minder merkwürdig, und Sokrates und Plato gelten bey den heutigen Gelehrten sehr viel; ja die Griechen — sagen sie, seyen die Lehrer der Völker. Das glaubt der Bote in aller Demuth, obschon er keinen griechischen Buchstaben kennt.

So waren auch alle Künste, namentlich die Baukunst und die Bildhauerkunst, bey diesem Volke auf eine Höhe gestiegen, daß wir noch lange von ihnen lernen können.

Da meynt der Siegrist: „das geht ja wie aus einem Buche! ich glaub der Rudi hats auswendig gelernt!“ Der Gemeindschreiber aber sagt: „wenn das so ist mit den Griechen, so sind sie ja eines der ältesten und merkwürdigsten Völker auf der Welt, und sollten doch alle Menschen Theil nehmen an ihrem Schiksal.“ Und der Trüllmeister sagt: „sind das solche Helden gewesen, wie kommen sie dann unter die Gewalt der Türken? Sie müssen wohl schlechte Trüllmeister haben!“

Ja — fährt der Bote fort — getrüllet sind die Griechen seit Jahrhunderten worden mehr als genug! Wie's nun geht, da zankten die Narren zuerst unter einander selber, und wollte bald Sparta, bald Athen, bald Theben oder ein anderer Staat die Oberhand haben in Griechenland. Und aber — jegliches Reich das unter sich uneins wird, das wird zerstöhrt, wie geschrieben steht. — Etwa 300 Jahre vor Christo kam der König Philipp von Mazedonien hinter sie, und brachte die zankenden Thoren unter seine Gewalt. Später unterwarfen sich die mächtigen Römer auch das mazedonische Reich, ließen zwar die Freiheit der Griechen öffentlich ausruffen, aber im Grund der Wahrheit waren von nun an die Griechen doch nur römische Unterthanen. — Hm! meynte der Sigerist, das gieng also wie hier Anno acht und neunzig beym Uebergang! — Er hat's getroffen. Nur mit dem Unterscheid, daß die unterjochten Griechen nun die Lehrer der Römer wurden, und Künste, Wissenschaften und Gelehrsamkeit in Italien einzogen.

Etwa fünfzig Jahre nach Christus lehrte und schrieb der Apostel Paulus; und er war es, der, wie wir in der Apostelgeschichte

in der Bibel lesen, das Christenthum in Griechenland verpflanzte, und dort dem heidnischen Götzendienst die reine Lehre des Evangeliums entgegen setzte. Durch ihn und seine Schüler wurden die dortigen ersten Christengemeinen gestiftet, von denen die zu Corinth, zu Philippi und zu Thessalonich die bekanntesten sind. — War also Judäa die Mutter des Christenthums, so war Griechenland gleichsam die Wiege desselben, und jene Christengemeinen sind die ersten und ältesten; und die jetzt dort so hart und grausam bedrängten Christen sind Nachkommen jener ersten! —

Im Jahre 324 etwa nach Christus erwählte der Kaiser Constantinus der Große die Stadt Byzanz zu seiner Residenz, baute sie weiter aus, und nannte sie nach seinem Namen Constantinopel; und diese ward also der Sitz des morgenländischen Kaiserthums, so wie der morgenländischen Kirche. Denn leider hatte der Stolz des Patriarchen von Rom und des Patriarchen von Constantinopel so lange mit einander gestritten, bis die christliche Kirche sich trennte, da denn der Patriarch von Rom sich Pabst nannte, der von Constantinopel aber seinen alten Titel behielt. — Aber — Rudi, wo bleiben die Türken? Geduld! Alles in der Ordnung. Ich muß aber erst mein Pfeiflein stopfen, sonst halt ichs bey dem Türkenvolke nicht aus.

Etwa sechshundert Jahre nach Christus war ein gewisser Mahomed aufgestanden, und hatte unter den Arabern eine neue Religion gestiftet, die der Islam heißt, und zum Verwundern Anhang fand. Mit dem Schwerdt in der Faust ward diese neue Lehre den Völkern aufgezwungen, und schon um 672 ward Constantinopel von den Arabern belagert, die aber unverrichteter Sachen abziehn mußten. Als ihre Flotte 1300 Schiffe stark wieder vor der Stadt lag, so steckten die Griechen mit ihren Brandern diese Flotte in Brand, und waren abermal gerettet. — Allein 1453 fand denn doch das griechische Kaiserthum sein Ende. Die Türken wurden Meister, und seither war die erbärmlichste Sclaverey das Schicksal der armen griechischen Christen, welche nicht besser als Hunde angesehen wurden, und bis auf diesen Tag unter dem härtesten Drucke schmachteten.

Freylich versuchten die Unglücklichen manchmal ihre Freyheit wieder zu gewinnen, wenn die unmenschliche Ungerechtigkeit der Türken ihre Geduld erschöpft hatte. Jetzt kämpfen sie schon mehrere Jahre lang mit bewundernswürdiger Tapferkeit und Ausdauer um ihre Freyheit und ihren Christenglauben, tragen Leiden ohne Zahl, verrichten Thaten des kühnsten Heldensinnes, und dulden lieber den Tod, als daß sie Freyheit und Glauben fahren lassen sollten.

Wie lang nun das arme Missolonghi von der Armee der Türken und Aegypter, unter Anführung des Ibrahim Pascha belagert worden, davon haben die Zeitungen genug gesprochen. Die Türken boten allem auf, und die Griechen ermüdeten nicht in ihrer Vertheidigung. Immer und immer wieder stürmten die Feinde mit Kraft und Wuth, und immer schlugen die griechischen Helden die Feinde mit bedeutendem Verluste zurück. Ibrahim versuchte zu Wasser und zu Lande alles — und alles umsonst. Endlich aber ward ein Fort Vasiladi von den Türken genommen, und das zog den Fall von Missolonghi nach sich. So lange es möglich war, Proviant von der Seite des Meeres hereinzubringen, wozu die milden Steuern der Christen aller Länder angewandt

Die Belagerung von Missolonghi.

A. Missolonghi. B. Anatolico. C. Vasilades. D. Türkisches Lager. E. Ihre Vorposten. F. Lagunen. G. Sandbänke. H. Fischerhütten und Palisadenwerk.

wurden, so lange hielt sich die Stadt. Und als auch das nicht mehr möglich war, als der Hunger in seiner gräßlichen Gewalt das Aeußerste forderte, da endeten die unglücklichen Griechen ihren langen Heldenkampf mit einer kühnen und großen That, die Bewunderung und Thränen erregte. Mauern und Festungswerke waren so gut als zerstöhrt, an längeres Halten war nicht zu denken. So ergreifen die noch irgend kräftigen die Waffen, und versuchen sich durch die feindliche Armee durchzuschlagen. Die Stadt selbst war schon unterminirt, und als nun die Türken, zu allen Grausamkeiten gerüstet, hineindringen, zündet ein Greis, Bozarius, die Mine an, sprengt die Stadt in die Luft, und die unglücklichen Weiber, Kinder und Greise wurden, sammt einer großen Zahl ihrer Feinde unter dem Schutte begraben. Das hatten sie gelobet und versprochen, dieses Gelübde hatten sie mit dem Genusse des Abendmahls bestätigt, so haben sie gethan! Gott erbarme sich der Christenheit, wenn Menschen sich nicht erbarmen wollen!

So hat der Bote erzählt; und die Leute haben geseufzt und gesprochen, Gott erbarme sich der armen Christen in Griechenland. —

30.

Unsere Gebräuche.

Ein vornehmer Fremder, der zugleich ein wahrer Menschenfreund ist, denn er reisete durch die Schweiz nicht sowohl um der Schneeberge und der Wasserfälle, als um des Volkes willen, dessen Sitten, Lebensart und Gebräuche er sehr sorgfältig beobachtete, sagt: Er habe drey Dinge auf den Straßen, drey in den Häusern und drey in den Kirchen hiesigen Landes bemerkt.

Auf der Straße hätte er häufig gehört, daß die, welche einander daselbst begegnen, anstatt sich die Zeit, einen guten Morgen, guten Abend zu wünschen, oder sonst mit einem christlichen Gruß anzureden, ihre Freundlichkeit nur mit einer äußerst unbedeutenden Frage äußern; muß es da oder dort hin — z'Märit u. s. w. seyn — so auch, wenn sie Arbeitende antreffen, muß es Holz gehauen — gezaunet — Mist geladen seyn, — wo der verständige Mann sich in der grösten Verlegenheit befinde, entweder, was wohl das Beste sey, auf eine so einfältige Frage gar nichts zu antworten, oder mit einer bejahenden Antwort den lästigen Frager nur über etwas belehren zu konnen, was seine Augen schon gesehen haben. Doch war es ihm noch ärgerlicher, weit häufiger sogar zu hören, daß der Vorbeygehende, und wenn es der unbekannteste, unbedeutendeste Mensch war, den Arbeitenden statt eines Helfe Gott! oder einer andern Ermunterung zum Fleiße zuzurufen, sie vielmehr zur Faulheit oder Nachläßigkeit aufgefordert, und seine Freundlichkeit nicht besser äußern zu können glaubte, als indem er ihnen vorhielt, sie seyen viel zu fleißig, machen die Sache gar zu gut, sie vermahnte bald Feyerabend zu machen, als wenn er ihr Meister wäre.

Das zweyte was ihm auf den Straßen sonderbar vorkam, war, daß er auch Bettler Taback rauchen sahe, er vernahm auch, daß die Bauern, welche aus einer oft übertriebenen Gutthätigkeit fremdes Gesindel herbergen, solche Leute erst durchsuchen müssen, um ihnen Pfeife und Feuerzeug abzunehmen, damit sie ihnen durch ihre Unenthaltsamkeit, selbst in den Ställen, wo sie übernachten, die Pfeife anzuzünden, nicht das Haus über dem Kopf verbrennen. Er meynte, ein Mensch, der sich eines so entbehrlichen Vergnügens nicht enthalten könne, sollte er auch dazu das Geld erbetteln, und Häuser, ja ganze Dörfer mit allem was darin ist, dadurch in Gefahr setzen müßen, seye des Allmosens und der Beherbergung durchaus nicht werth.

Das dritte, was ihn gleich beym Eintritt in unser Land stutzig machte, wo er erwartet hatte, ein muthvolles, rauhes, kernes und dauerhaftes Volk zu finden, das Wind und Wetter wohl zu ertragen gewohnt wäre, waren die übermäßig warmen Kleider, besonders die Handschuh und warmen Mützen der Männer und Knaben, während er selbst mit bloßen Händen und leicht bedektem Haupt einen guten Theil der Reise neben seiner Kutsche her zu Fuß machte, um alles besser zu beobachten. Er hatte von Jugend auf gehört: die Füße warm, den Kopf kalt, macht alt, und gehost, diese Wahrheit in der Schweiz durch allgemeine Erfahrung bestätigt zu finden.

Dieser edelmüthige Reisende benuzte auch jede Gelegenheit in das Haus eines Landmanns und selbst in die Hütte des Armen zu treten, obschon zuweilen große Unreinlichkeit und eine dadurch verdorbene, eben so ungesunde als übel riechende Luft oder wohl gar Ungeziefer, ihm nicht erlauben, lange darin auszuhalten. Da verwies er denn öfter den Leuten, daß sie gewöhnlich gleich nach dem Gruß sich über das Wetter beklagten, es mochte fast seyn wie es wollte, entweder zu heiß, wenn es schön, oder gleich zu naß, zu kalt, zu stürmisch, wenn es ihm ganz erträglich war. Er bemerkte ihnen dabey sehr freundlich, daß man durch dergleichen Klagen, wenn sie auch nicht so bös gemeynt wären, gleichwohl sich vielfältig versündige, nicht bloß gegen sich selbst, weil man sich eher gewöhnen sollte, nichts zu reden, womit es einem nicht Ernst sey, um gegen den, welcher Regen und Sonnenschein nach weisem und väterlichem Rath vertheilt; wohl aber am meisten noch gegen die, zu welchen man solche unbedachtsame Worte redet, vorzüglich Kinder, weil man sie dadurch, so wie sich selbst, gar zu empfindlich gegen jedes solche Ungemach und dadurch wirklich weit unglücklicher macht, als hingegen der ist, welcher Hitze und Frost mit standhaftem Muthe ertragen kann, und sich eine Ehre und Freude daraus macht, sich an alle Abwechslungen der Witterung zu gewöhnen und dagegen abzuhärten.

Seine zweyte Bemerkung über das häusliche Leben bey uns, betrift die Unvorsichtigkeit, mit welcher sich viele Eltern die unanständigsten Reden in Gegenwart ihrer Kinder erlauben, und sich dadurch selbst in der zu einer guten Auferziehung so nöthigen Achtung, noch mehr aber diesen leztern damit schaden, daß ihr Gemüth dadurch frühe mit den gefährlichsten, der Gesundheit ihres Leibs und ihrer Seele so nachtheiligen Gedanken und Vorstellungen beflekt wird, wozu denn auch gehört, daß die Eltern selber, wenn sie eines von dem andern oder zu dem andern reden, sich häufig nur den Nahmen, der Alt, die Alte, mit einer Art von Verachtung geben.

Zum dritten mißbilliget er gar sehr, daß die Kinder nicht allein im Winter aus übertriebener Sorgfalt für Wärme, auch bey gelinder Witterung, gar zu viel in der ungesunden Stube, wohl auch selbst einen ganzen Tag auf dem mehr als nur warmen

Ofen bleiben, aber selbst im Sommer schwere Schuh und dicke Strümpfe, gemeiniglich wollene, tragen, wodurch sie meistentheils einen schweren Gang und weiche blöde Füße bekommen, die bey jeder Gelegenheit erkalten, und manche öfters auch tödtliche Krankheiten nach sich zeihen, von denen man an solchen Orten nichts weiß, wo die Kinder und jungen Leute mit bloßen Füßen gehen zu lassen üblich ist, und sie solche dann jeden Abend in kaltem Wasser waschen, weil dadurch ihre Haut gestärkt und die so nützliche Ausdünstung gehörig unterhalten wird; von den beträchtlichen Kosten, die man sich damit erspart, der mehrern Reinlichkeit, leichtern Bewegung u. s. w. nichts zu sagen.

Unsere Kirchen besuchte dieser hohe Fremde ebenfalls, und fand in den mehresten auf dem Land dieses Anstößige, daß die Weiberstühle, welche dem Chor zunächst sind, in einer ganz andern Richtung als alle übrigen, und zwar wie absichtlich so stehen, daß die jungen Dirnen, die sich gewöhnlich dieser Stühle bemächtigen, von da aus in der ganzen Kirche herum sehen und gesehen werden können, was gewiß die Andacht nicht befördert.

Zweytens: Daß die Hochzeitleute, die verkündigt werden, fast überall gröstentheils junge Dienstbothen sind, die hiemit aus einem Stand, wo sie ihr Brod ohne Sorgen essen, in einen andern, wo sie deren genug bekommen, überzutreten nicht genug eilen können.

Und endlich Drittens: daß man anstatt wie an andern Orten, erst noch ein kurzes stilles Gebet zu verrichten, sich sogleich nach angehörtem Amen in Bewegung sezt, und die Männer nicht warten mögen, ihre Hüte oder Mützen aufzusetzen, bis sie aus der Kirche sind, sondern sich insgemein gerade dem Altar (Taufstein) gegenüber schon bedecken, um gleich vor der Thüre stille zu stehen, auf diesen oder jenen zu warten und allerley Geschäfte abzuthun, über denen die Predigt bald vergessen wird.

31.

Was man doch nicht alles sehen kann.

Daß man aus dem Flug der Vögel, je nach dem sie einem zur linken oder rechten Hand fliegen, sehen könne, ob man Glück oder Unglück zu erwarten habe, daß wußten schon die alten Römer. Daß man aus den Falten in der Hand, aus dem Bodensatz im Kaffe-Kacheli, oder aus dem Kartenspiel einem Mädchen weissagen könne, ob es bald einen Mann bekommen, und ob er jung und reich seyn werde, oder nicht, daß wußten ehmals die Zigeuner und ähnliches Gesindel wohl, die mit solchen Künsten manchen schönen Batzen verdienten. Und daß man es Einem in einem Gläslein oder Gütterlein zeigt, wer dieß oder das gestohlen, wer Einem diese oder jene Krankheit angethan hat, und was dagegen helfen soll, daß weiß die Frau zu Hilterfingen am besten, die am Mayen-Thun-Markt und auch sonst immer so fleissigen Besuch bekommt. Aber daß man sogar das im Gütterlein sehen kann, ob es gut oder schlimm ablaufen werde, wenn eine Gemeinde einen recht dummen, oder wenn jemand einen schlechten Streich gemacht hat, das war selbst dem hinkenden Boten eine Neuigkeit. Doch, weil er immer bereit ist, seine erlangte Wissenschaft zum allgemeinen Besten wieder Andern mitzutheilen, so macht er's jetzt auch öffentlich bekannt.

Es war nämlich eine Gemeinde irgendwo, die hatte einen Burger, der war fast klüger als sie selbst. Wie gut er seine Sachen verstehe, zeigte er dadurch, daß er es richtig bis zum Geldstag brachte. Bald fiel ihm dann ein Erb zu, von dem ihm ein schöner Theil blieb, und ihn wieder ordentlich in Stand brachte. Aber das war nicht seine Sache; er machte es neuerdings so bunt, daß man ihn bevogten mußte, um sein noch übriges Vermögen für die Kinder zu erretten. Doch bis dahin war noch Alles gut für die Gemeinde, und jetzt fing er's erst recht schlau an. Er fand es gar zu unbequem, einen Vogt zu haben, und versprach deswegen, einen Theil seines Vermögens für die Kinder zu versichern, wenn man ihn wieder vogtlos machen wolle. — „Ey, warum nicht!" — sagte die Gemeinde, die ja so viel Ursache hatte, ihm zu trauen; und es kam jetzt nur noch darauf an, wer den ersten Schritt thun sollte. Da zeigte die Gemeinde, wenn nicht daß sie weise und vorsichtig, doch daß sie höflich und nachsichtig sey. Sie that den ersten Schritt, und siehe — der entvogtete Burger war fort, ehe er Zeit gehabt hatte, das Gut zu versichern!

Und, wo sollten es nun die Kinder hernehmen, nachdem der Vater nur Schulden zurückgelassen und was er von liegenden Gründen nicht mitnehmen konnte? Ja, das war eben die Frage, die der Gemeinde jetzt nicht wenig zu thun gab. Da krazte sich mancher ehrliche Mann in den Haaren; da dachte man mit Schrecken daran, wie es käme, wenn man das verwahrlosete Gut jener Kinder aus seinen eigenen Säckeln wieder ersetzen müßte; da machten einige schon Plane, wie sie sich auf diesen Fall hin arm lügen, und wie auch der Fehlbarste ungestraft daraus schlüpfen könnte; da hielt man Rath auf Rath, um zu wissen, was zu thun sey. Und, wie das Sprüchwort sagt — „nicht nachlassen gewinnt," so kam's auch zum Glück, man fand zuletzt das Rechte. Man schickte nach Hilterfingen (ja Leute, die die hübsche junge Frau kennen, wollen wissen, die Obmännin selbst sey gegangen) und ließ daselbst die Wunderfrau fragen, ob es aus der Sache ein gefährliches Prozeß geben, und ob es viel kosten werde, oder nicht. Da antwortete die Weissagerin aus dem Gütterlein, man sollte sich nur nicht fürchten, es werde schon gut kommen. Und wer sollte für die Gemeinde nicht wünschen, daß die Weissagung in Erfüllung gehen möge! — Ob sie es so verdient habe, das ist eine andere Sache. Hoffentlich wird der Schrecken und die noch nicht ganz vorübergegangene Gefahr sie klug gemacht und sie gelehrt haben, mit dem Gut ihrer Pflegbefohlenen nie mehr ein so gefährliches Spiel zu treiben. Und mancher andern mag es zum warnenden Beyspiel dienen, wie es geht, wenn man den Lumpen traut, oder mit unverantwortlicher Sorglosigkeit einzelnen unsichern Männern Alles überläßt!

32.

Die Mumie.

In einem gewissen Museum der Naturgeschichte ward für einige Zeit, die Hülle einer Egyptischen Mumie oder eines einbalsamirten Leichnams zur Schau ausgestellt. Unter den vielen Neugierigen, die noch nie eine solche Seltenheit zu Gesicht bekommen hatten, wurden nun beym Anblick dieser buntfarbigen Menschenfigur ver-

schiedene Meynungen geäußert, was man sich eigentlich unter einem solchen Gegenstand vorzustellen habe; — nach dem Sprichwort: „viel Köpfe, viel Sinne“ — fielen auch die Ansichten sehr verschieden aus, bis endlich ein Bürger mit ernsten Worten Stille gebot und also begann:

Obschon ihr, guten Leute, meistentheils vom Lande seyd und wohl noch nie in Euerem Leben so große Raritäten mit eigenen Augen gesehen habt, so ha't ihr doch wohl etwa in der Zeitung von den Mumiers gelesen oder von ihnen sprechen gehört, denn man hat eine zeitlang großen Lärm von ihnen gemacht; nun so seht denn, das ist ein Mumier! — „Eh bhüt's der lieb! E der „Tag und i mynem! Das ist ja ne Hei„denmensch! So ist das jetzt e so ne Mu„mier — kei Wunder hei Zytigschryber so „viel von ne ne gredt!“ — So rief nun ein altes Mütterchen. — Kein Wunder, sprach ein Rekrut! das sy i der That, kuriose Lüt', so öppis ha ni o myr Lebtig nie nüt g'seh! — Ein anderer unterbrach mit den Worten: I hät dä jetz nit für ne Mumier g'no — i hät glaubt, es wär öppe ne Chünig!

So urtheilten diese Zuschauer über der hölzernen Hülle, die erst noch der Sarg oder das Futteral des einbalsamirten Leichnams war, der dem Blick gänzlich verborgen, darinnen lag. — Es sind aus den Pyramiden in Egypten mehrere solche Mumien nach Europa gebracht worden, wo sie nunmehr in den Museen und Bibliotheken verschiedener Städte ausgestellt sind. Mehrere derselben sind, laut den Grabschriften, bey denen sie gefunden wurden, über 4000 Jahre alt. — Die reichen Egypter wurden meistentheils nach ihrem Tode von den Aerzten geöffnet — das Gehirn und die Eingeweide wurden aus dem Körper genommen, weil diese Theile sehr die Verwesung befördern — statt derselben wurden aber starke Spezereyen in und um die Leichname gelegt — die auf solche Weise mehrere Jahrtausende lang erhalten worden sind. Diese Begräbnißart war bey den Morgenländern besonders im Alterthum sehr üblich, und die ungeheuren Pyramiden in Egypten waren ursprünglich die Familien-Grabmähler der Fürsten. —

Die alten Mumien sind also sehr verschieden von den ganz neuen Momiers, welches ein Spottnamen ist, mit welchem vor einigen Jahren in Genf zuerst einige Leute bezeichnet worden sind, die wegen ihren religiösen Grundsätzen und Handlungen die Aufmerksamkeit und nachher den Haß des Pöbels auf sich gezogen hatten. — Darum ist's immer am beßten, die Dinge und Personen mit ihrem wahren Namen zu benennen und jeden im Frieden zu lassen.

33.

Die brüderliche Theilung.

(Siehe nachherstehende Figur.)

Hat der geliebte Leser schon eine Oberländer Reise gemacht oder nicht, das ist mir unbekannt. Ich aber habe sie gemacht, und weiß mancherley zu erzählen, wie denn überhaupt unser einer mehr weiß als manchem lieb ist.

So zum Exempel frag ich: aber warum seh' ich hier alles nur so kleine Stücklein Land? nirgend eine rechte Matte! — Ja sagt mir der Herr der mit gieng, das hat seinen Grund darin, das die Leute hier alles so brüderlich theilen. Wenn

zum Beyspiel ein Hausvater stirbt, und hat drey Söhne, und hinterläßt drey Stück Mattland oder Reben jedes einer Jucharte groß, so nimmt ja nicht jeder Sohn eine Jucharte; sondern jede wird in drey Theile getheilt und jeder Erbe erhält — drey verschiedene Drittel. Kurios das sagt ich, aber — ist das Dorf da nicht das bekannte Merligen? — O sagt der Herr, dort sind die gescheiden Leute nicht allein zu Hause. Ich kenne auch anderwerts Obstbäume, die der Eigenthümer vorbehielt, als er das Land verkaufte, auf dem sie stehen; so daß nur einer das Land und der andre die Bäume hat. Aber er hat auch die Frucht nicht allein, sondern am nämlichen Baume haben 10 — 20 — 30 verschiedene Personen Antheil; und brächt' es auch einem nur einen Birnstiel, nur eine Nußschale — es muß so seyn! Das ist brüderliche Theilung! Ey so theilt ihr Narren, so lang bis ihr gescheid werdet, hat der Bote damals gesagt, und gemeint, so gehts nirgends als im Oberland. —

Aber seitdem er auf seinen jährlichen Reisen überall herumkommt, — da fand ers überall wie hier,

Fand überall ein Sparren!
Die Leute grade so wie wir
Und eben solche Narren.

Da fand er diesen brüderlichen Theilungsgeist überall. Wenn der Aeti stirbt und hinterläßt ein Paar Schuh — so nimmt ein Bub den einten und der ander den andern, und hinterläßt er einen halben Batzen, so legt man ihn aufs Chriesdütschi, und haut ihn von einander, damit ja nicht einer den andern mit einem Kreuzer auskaufen muß. —

„Bote, ruft ihr, du thust zu viel an die Sache!" Meint ihr, liebe Leser? Nicht so! Ich will euch eine wahrhaftige Historia erzählen, und zu mehrerer Bekräftigung schön abkonterfeyen lassen, auf daß ihr glaubet und weise werdet.

Irgendwo — ich nenne mit Fleiß niemand — starb ein Hausvater, und die Söhne geleiteten ihn zu Grabe, wie's der Brauch ist, und hielten beym Leichengebete die Hüthe vor den Augen, wie's der Brauch ist, und dachten ans Einmaleins, und ans Dividiren, und an die lebendigen Roß und Kühe daheim im Stall, viel mehr als an den todten Aeti im Grab auf dem Kirchhof. — Und nun theilen sie eben auch, wie's der Brauch ist. Aber da blieb am Ende ein Leiterwagen übrig, fast nagelneu, und wollte den keiner dem andern gönnen, und seinen Antheil verkaufen; und zuletzt schreiten sie eben auch zu einer brüderlichen Theilung und — schau lieber Leser dort — sie zersagen den ganzen Leiterwagen, und nimmt jeder sein Stück mit sich nach Hause!

34.

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1825 im Kanton Bern zugetragen haben.

Der Bote fährt fort, wie er im vorigen Jahr angefangen hat, eine kurze Uebersicht des Merkwürdigsten zu geben. Freylich kommt er, wie gewohnt, wegen seinem Stelzfuß hinten nach, wenn er erzählt, was schon längst die Zeitungen enthielten, und worüber in Wirthshäusern oder in traulichen Abendsitzen hin und her gesprochen worden ist. Aber er will seine Leser wieder an Dinge erinnern, die sie vielleicht schon längst wieder vergessen haben, das

Die brüderliche Theilung.

Wichtigste heraus heben, es ordentlich zusammenstellen und auf diese Weise eine Chronik bilden, die, wenn man sie in den Haushaltungen sorgfältig aufbewahrt, noch unsern Kindern lehrreich seyn wird.

Das Jahr 1825 war wiederum für uns ein gesegnetes Jahr. Alle Anstalten genoßen einen gedeihlichen Fortgang. An der Aaren-Correktion, zwischen Thun und Bern, wurde thätig gearbeitet, und neue Summen zu ihrer Fortsetzung von unserm großen Rathe bewilligt. Bussen, die zweyen Wucherern auferlegt wurden, und in die Staatskasse fließen sollten, verwendete die Regierung zu wohlthätigen Zwecken. Von der einen, die L. 24,000 betrug, schenkte sie zwey Drittel den Schulen des Oberamts Aarwangen, und einen Drittel dem außern Krankenhaus bey Bern. Von der andern Buße, die sich auf L. 15,000 belief, erhielt die nemliche Anstalt L. 10,000, und die übrigen L. 5000 wurden der allgemeinen Schulmeister-Cassa zuerkannt, welche Anstalt jetzt nach kaum 8 Jahren unter dem Segen Gottes durch die Beyträge von 241 Mitgliedern und durch Geschenke von gemeinnützigen Personen aus allen Ständen ein Vermögen von fast L. 20,000 zusammengebracht hat, wodurch nun mancher redliche Arbeiter an unserer vaterländischen Jugend, der des Tages Last und Hitze getreu getragen hat, in kranken und alten Tagen ehrenhaft unterstützt werden kann. — Doch nicht nur diese, sondern auch andere Anstalten wurden von der Regierung beschenkt, z. B. die beyden Taubstummen-Anstalten, deren Zöglinge in Schreiben, Lesen, Rechnen, Zeichnen, Religion und allerhand Handarbeiten unterrichtet werden, und an einem öffentlichen Examen bewiesen haben, daß sie oft mehr Fleiß und Anlage besitzen, als solche, die im glücklichen Besitz aller fünf Sinne sind. Von der großen Nutzbarkeit überzeugt, hat sich in Laupen bereits eine zweyte Anstalt gebildet, die diesen vorarbeiten soll. — Welche Aufmerksamkeit unsere Regierung allem dem schenkt, was zum Nutzen des Landes gereichen kann, beweiset der Ankauf einiger Cachemir-Ziegen, aus deren feinen Haaren die kostbarsten Stoffe verfertigt werden. Da diese Thiere in rauhen Gegenden leben, so könnten sie eine Quelle von Wohlstand für manche unserer armen Berggegenden werden. — Zu den bereits blühenden Ersparnißkassen kamen noch zwey neue hinzu, in den Oberämtern Nydau und Schwarzenburg. Die Versicherungsanstalt gegen Hagelschaden erfreut sich immer mehr des Zutrauens nicht nur unsers Landvolks, sonderen auch anderer Cantone, die derselben beygetreten sind, besonders da sie L. 1331 an Hagelbeschädigte gereicht und manchen beschämt hat, der lieber seine Erndte ohne Hoffnung von einigem Ersatz verhageln lassen, als durch eine kleine Beysteuer sich selbst und seine Mitmenschen vor grossem Schaden verwahren wollte. Neben dieser wohlthätigen vaterländischen Anstalt ist noch eine ähnliche Assekuranz für Mobilien und Waaren errichtet worden, die ebenfalls das Zutrauen anderer Cantone genießt, wo ein jeder gegen eine kleine Beysteuer Hab und Gut, die ihm in Feuersgefahr so leicht zu Grunde gehen können, versichern kann. Beyde Anstalten sind in ihrer Art so nützlich als ihre Schwester, die Brandversicherungs-Anstalt, die jetzt schon 19 Jahre besteht, und in diesem

Jahr für 26 Brände, unter denen der von Vinelz sich durch seine Größe auszeichnete, L. 49,679 zu vergüten hatte. Der kräftige Aufruf, welchen im vorigen Jahr die Musikgesellschaft der Hauptstadt bey dem ersten Cantonal-Musikfeste ergehen ließ, hat schöne Früchte getragen. Theils bildeten sich neue Vereine, theils legten sie öffentlich Proben ihrer Uebungen ab, wie dieß z. B. in Burgdorf und Biel geschah. Daß dadurch auch der Sinn für religiose Lieder geweckt worden, beweiset der gänzliche Verbrauch der ersten Auflage des vor einem Jahr erschienenen neuen Gesangbuches, 182 christliche Lieder enthaltend.

In Hinsicht der Natur war dieß Jahr vorzüglich fruchtbar, weil die Witterung für das Gedeihen unserer Produkte meist sehr günstig war. Weder Hochgewitter noch Ueberschwemmungen richteten bey uns grossen Schaden an, wie dieß letztere hingegen im Canton Zürich, und St. Gallen, noch mehr aber in den Niederlanden und in Petersburg der Fall war.

Chronologie des Jahres 1825.

Jenner. Anerkennung der neuen Republiken Mexiko und Columbia von Seiten Englands. Tod des Königs von Neapel, Ferdinand I. Hornung. Große Ueberschwemmungen in Holland. Tod des Herzogs von Sachsen-Gotha. Landung Ibrahims in Griechenland. Schreckliches Erdbeben zu Algier. Merz. Beendigung des Kriegs in Amerika. April. Schlacht bey Modon. May. Eroberung v. Navarin. Krönung Karls X. Juny. Eroberung von Tripolizza. July. Erdbeben zu Algier. August. Stürme auf Missolonghi. September. Krönung der österreichischen Kaiserin, als Königin von Ungarn. Oktober. Tod des Königs von Bayern, Maximilian I. November. Zweyte Landung der Egypter in Griechenland. Dezember. Tod des Kaysers von Rußland, Alexander I.

Anzeige.

Nachstehende Jahrmärkte sind wegen später Einsendung im Verzeichniß derselben nicht richtig angezeigt, und werden wie folgt abgehalten:

Liestal, Ct. Basel: Im Hornung Mitwoch den 14. Im May Mitwoch den 30. Im August den 15. Im Weinmonat Mitwoch den 24.

Moßnang, Ct. St. Gallen: Im Weinmonat Mitwoch den 10.

Muttenz, Ct. Basel: Im Weinmonat den 8.

Waldenburg, Ct. Basel: Im Weinmonat den 8.

Utznach, Ct. St. Gallen: Im May Dienstag d. 8.

Inhalt.

1. Botengruß zum neuen Jahr 1827. 2. Rede gehalten am Grabe des Aderlaßmännleins, von Wahrmund St. — 3. Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten. 4. Was man alle Tage sieht, und was man nicht alle Tage sieht. 5. Der Nachtkauz. 6. Zur Kenntniß des Vaterlandes. 7. Wahlverlegenheit. 8. Beschreibung der Stadt Thun. 9. Mittel dem Ackerbau aufzuhelfen. 10. Kleine Faden, woran die größten Begebenheiten hängen. 11. Der Teufel-Austreiber. 12. Der kann schießen. 13. Der kanns noch besser. 14. Mißverstand. 15. Denkmäler in der Schweiz. 16. Wie man sich empfiehlt. 17. Eh nu! Gsegott! 18. Wie man das Eis aus den Dünkeln bringt. 19. Der Held hinterm Tisch. 20. Soll das Deutsch seyn. 21. Merkwürdige Bittschrift. 22. Allerley Merkwürdiges aus fremden Zeitungen. 23. Milchanstalt. 24. Räthsel. 25. Mancher würde anders sprechen. 26. Auch etwas Besonderes vom Heirathen. 27. Bericht zu der Zinsrechnungs-Tabelle. 28. Arme Menschen. 29. Die Griechen. 30. Unsere Gebräuche. 21. Was man doch nicht alles sehen kann. 32. Die Mumie. 33. Die brüderliche Theilung. 34. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1825 im Kanton Bern zugetragen haben.